

Caroline Murat

Königin von Neapel.

Von

Joseph Turquan.

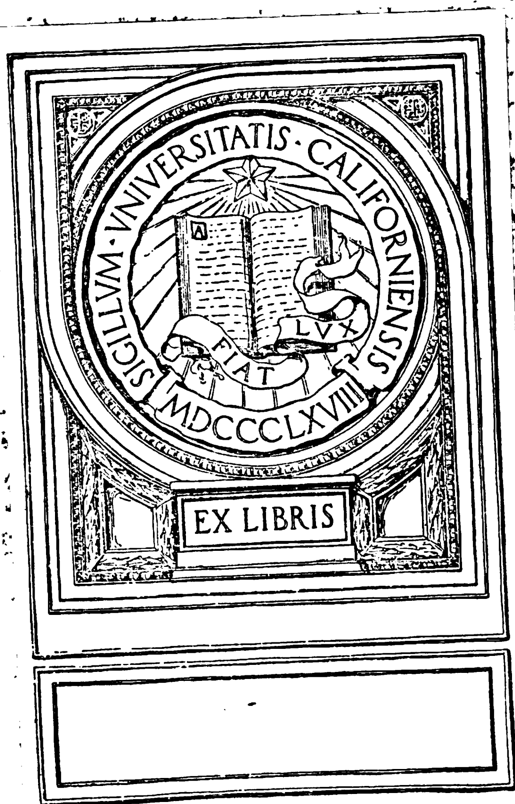


Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.
1897.

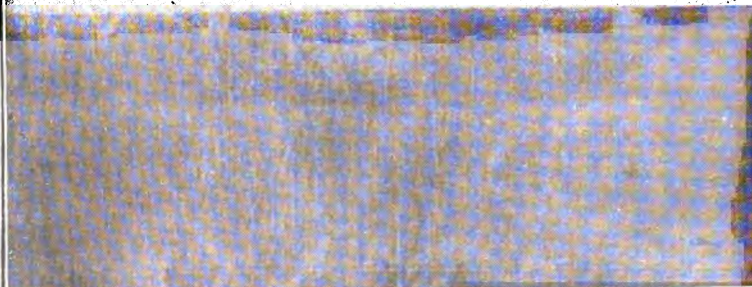

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Caroline Murat

Königin von Neapel.





König Murat von Neapel in Fantasie-Uniform als Husaren-Oberst.
(Aus der Sammlung der Gräfin P. Le Marois.)

Caroline Murat

Königin von Neapel.

Nach Aeußerungen ihrer Zeitgenossen

von

Joseph Turquan.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.



Leipzig,
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1897.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Die Prinzessin Caroline.

Caroline Murat.

Großherzogin von Cleve und Berg. Königin von Neapel.

(1782—1839.)

Erstes Capitel.

Die ersten Lebensjahre von Maria-Annunziata. — Annunziata in Monbello, später in Rom. — Man giebt sie bei der Mme. de Campan in Saint-Germain in Pension. — Ihre Unwissenheit. — Sie ändert ihren Namen und nennt sich Caroline. — General Murat wirbt um ihre Hand beim ersten Consul. — Er findet Unterstützung bei Mme. Bonaparte. — Ein Familienrath. — Murat's Werbung wird angenommen. — Porträt Murat's. — Güte des Consuls zu seiner Schwester. — Das Attentat vom Nivôse und die Kaltblütigkeit der Mme. Murat. — Die Toilette der Mme. Murat zur Feier in Notre-Dame. — Murat erhält seine Ernennung zum Militärgouverneur von Paris: große Freude seiner Gemahlin. — Geschicktes und vorsorgliches Verhalten der Mme. Murat. — Die „Kaiserliche Prinzessin". — Mme. Hulot und ihre Lästerungen. — Rivalität zwischen den Bonapartes und Beauharnais; Entfremdung der Familienmitglieder. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien: Murat hat nichts damit zu thun. — Einsetzung des Kaiserreiches; Ehrgeiz und Eifersucht der Mme. Murat. — Etikette-Fragen. — Milde und Selbstsucht. — Ein sonderbarer Schritt Fouché's bei Mme. de Récamier. — Mme. Murat wiederholt den Schritt. — Mme. Murat bei der Vertheilung der Adler an die Armee.

Caroline Bonaparte war keine Frau gewöhnlichen Schlages, sie hätte gewiß, wäre bei ihr das Pflichtgefühl ebenso lebendig gewesen wie das der Herrschsucht, eine Rolle in ihrem Zeitalter gespielt.

Man wird von der Geschichte beachtet, man nimmt in der Geschichte eine hervorragende, eine ehrenvolle Stellung weit mehr durch den Charakter ein, den man hat, als durch die Stellung, welche man dem Spiel des Zufalls, oder verwandtschaftlichen Beziehungen verdankt.

Man kann die Königin von Neapel weder einer Elisabeth von England, noch einer Catharina II von Rußland, der „Semiramis des Nordens“, an die Seite stellen, höchstens der „Semiramis von Lucca“ — so wurde bekanntlich ihre Schwester Elisa von Talleyrand genannt. Sie hat jedoch vor dieser den Vortritt, nicht allein durch ihren höher fliegenden Ehrgeiz, sondern auch — eine allerdings traurige Ueberlegenheit — durch ihren an ihrem Bruder begangenen Verrath. Um Pflichten aber kümmerte sie sich ebenso wenig wie ihre Schwestern, um eheliche Treue, um ein beschworenes Wort ganz und garnicht. Caroline verstand es, sich besser zu verstellen wie Elisa, sie war im Heucheln die gewandtere; sie war auch geschickter im Verheimlichen ihrer Fehltritte, vorausgesetzt, daß sie nicht irgend einen Vortheil darin erblickte, dieselben offenkundig zu machen. Caroline verstand es, die äußeren Formen zu wahren: diese Kunst hätte sie lieber darauf verwenden sollen, ihre bösen Neigungen zu bekämpfen. Wie hre Schwestern, ja mehr noch wie diese, war sie versessen darauf, die Souveränin zu spielen: wie diese aber war sie nichts als eine — Curtisane.

Interessant ist es, die Entwickelung des Ehrgeizes in diesem hübschen Frauenkopf zu studiren; zu sehen, wie dieser

Ehrgeiz mit der Zeit jedes andere Gefühl erstickte, wie er diese Frau zum Verbrechen verleitete: eher hätte sie nicht geruht, als bis sie — und das war ja zu verschiedenen Malen das Ziel ihrer Ränke — Napoleon auf dem französischen Thron ersetzt hätte.

Maria-Annunziata de Bonaparte wurde geboren zu Ajaccio im Jahre 1782. Sie war also noch ein Kind, als sie 1793 mit der proscribirten Familie nach Marseille kam. Sie half, so viel es ihre Jahre zuließen, bei den Verrichtungen der Schwestern in dem kleinen, ärmlichen Haushalt. Es war inmitten dieser Beschäftigungen von Unterricht, von Erziehung keine Rede. Die Signora Letizia war dazu auch kaum fähig oder geeignet, denn sie hatte selber Mangel daran gelitten.

Da, durch eine glückliche Fügung des Schicksals ebenso wie durch das Genie des Bruders Napoleon, brachte der 13 Vendémiaire mit dem Siege über den Sections-Aufstand eine Aenderung zum Besseren.

Im Jahre 1797 war Maria-Annunziata, die etwa fünfzehn Sommer zählte, mit den übrigen Gliedern der Familie auch in Monbello. Die jungen Mädchen des Südens sind körperlich früher entwickelt als die des Nordens, und schon damals hatte die Kleine neben der Frische der Jugend jene naive, wilde, herausfordernde Schönheit, für welche die Franzosen die Bezeichnung „beauté de diable“ haben. Ihr Kopf war damals im Verhältniß zur Gestalt vielleicht etwas zu groß, Arme und Hände aber waren schon von plastisch schöner Form, die Füße klein, voll und

zierlich, die Italiener sagen „ritondetti“, die Haut war blendend weiß.

Den Generalstabsoffizieren waren die zart erblühten Reize Annunziata's natürlich nicht entgangen. Namentlich war der General Murat von denselben ganz benommen, und voller Aufmerksamkeiten für den verführerischen fünfzehnjährigen „Backfisch“, wie wir Deutschen sagen.

Annunziata, der natürlich die Huldigungen eines jungen Generals ungemein zusagten, suchte dies in keiner Weise zu verheimlichen: Bescheidenheit und Zurückhaltung gehörten ja nicht zu den Tugenden der Demoiselles Bonaparte; die ungebundene Freiheit, deren sie sich vor ihrer Verheirathung erfreut haben, konnte für ihre Männer kaum eine Glücks-Garantie bieten — allein darüber hat wohl Keine von ihnen nachgedacht.

Man erinnert sich wohl aus der Lebensgeschichte der Fürstin Pauline, in welchem Jubel und Trubel die Zeit in Italien verlief. Als Berthier, der nach Paris gegangen war, um dem Direktorium die Abmachungen des Friedens von Campo Formio vorzulegen, nach Italien zurückkehrte, wurde er zum commandirenden General der Occupations-Armee ernannt und Bonaparte ging nach Paris. Joseph Bonaparte war Gesandter in Rom geworden; er nahm seine Frau, Julie geborene Clary, den jüngsten der Brüder, Jerome, und Annunziata mit auf seinen dortigen Posten.*) In Rom war es, wo der Dichter Arnault

*) Miot de Melito: „Mémoires“ I. 183.

zum ersten Mal die jüngste Schwester des Eroberers von Italien sah.

„Sie war ja noch ein Kind," so erzählt er, „und verrieth damals noch nicht die männlichen Eigenschaften ihres Herzens; in ihren kindlichen Zügen aber bemerkte man die Anzeichen einer Schönheit, welche ganz eigenthümlich zu werden versprach."*)

Daß die beiden künftigen Königinnen von Neapel: Julie, die Gemahlin Josephs, und Annunziata Bonaparte, die unter dem Namen Caroline in Kürze die Gemahlin Murat's werden sollte, sich in Rom unter ein und demselben Dach befanden, ist gewiß ein komischer Zufall.

Als die Signora Letizia nach Paris ging, nahm sie Annunziata mit. Der General Bonaparte, der an Alles, was die Mutter übersah, oder zu thun unterließ, dachte, hatte vor Allem auch die Erziehung seiner jüngsten Schwester im Auge. Bei der hohen Stellung, welche die Familie bereits einnahm, konnte diese Erziehung nur dem ersten Institut, d. h. dem der Mme. de Campan anvertraut werden, welches in Saint-Germain-en-Laye gelegen, und damals für die Emporgekommenen Mode war. Die Vorsteherin, bekanntlich früher Kammerfrau der Königin Marie Antoinette, war darauf bedacht, inmitten der neu entstandenen Gesellschaft auf dem Schutt des ancien régime die feinen und eleganten Manieren Frankreichs wiederaufleben zu lassen; sie stand im Rufe einer Frau von

*) Arnault: „Souvenirs d'un sexagénaire" III. 258.

seinem Schliff und mancherlei Kenntnissen. Es befanden sich damals bei ihr: zwei Fräulein Auguié, Töchter einer anderen Kammerfrau Marie Antoinettes, von denen die Eine später den Marschall Ney heirathete, die Andere die Gemahlin des Herrn de Broc, Kammerherrn des Königs von Holland wurde und in Aix in Savoyen bei einer Bergparthie kläglich verunglückte; es waren Nichten der Mme. Campan. Außerdem war Hortense de Beauharnais, spätere Königin von Holland, dort, Fräulein Hervas d'Almenara, Tochter eines reichen Banquiers, welche die Gemahlin Duroc's wurde u. s. w.

Die Erziehung aller dieser dem Institut angehörigen jungen Mädchen war während der Revolutionsjahre, wie man sich ja denken kann, arg vernachlässigt worden, sodaß Annunziata, als sie bei der Campan eintraf, eben nicht weit hinter den anderen Pensionärinnen zurückstand. Da die Vorsteherin für diejenigen ihrer Elevinnen, deren Eltern einen hohen Rang in den neuen Verhältnissen bekleideten, von großer Nachsicht war, so war das Leben derselben ein recht angenehmes, daß heißt ziemlich faules und der Zwang zum Lernen ein nur geringer.*)

Man hat über Annunziata während ihres Aufenthaltes bei der Campan keinerlei beachtenswerthe Nachrichten; man

*) Mme. de Campan geht trotzdem in ihren „Memoiren" mit der Erziehungs-Methode in der Abtei von Fontevrault, wo die Töchter Ludwig XV erzogen wurden, scharf zu Gerichte. Als Madame Louise das Kloster verließ, sagt sie, konnte sie nicht einmal fließend lesen.

weiß nur, daß, als ihr großer Bruder Paris verließ, um nach Aegypten zu gehen, sie ihm eine kleine Reisebibliothek von 34 Bänden zum Geschenk machte.

Bei der Rückkehr aus Aegypten blieb die Kiste, welche die Bücher enthielt, in Marseille zurück und wurde viele Jahre lang in der dortigen Stadtbibliothek aufbewahrt. Dort ist sie von Herrn Reboul, früheren Bibliothekar, wieder aufgefunden worden; er macht nähere Mittheilungen in einer Brochüre, betitelt „Blätter eines alten Bibliothekars".*)

Aus den Auslassungen der Abrantes weiß man, daß Annunziata zur Zeit des ägyptischen Feldzuges zu einem verführerisch-hübschen Mädchen herangereift war, daß das aber auch alles an ihr Rühmenswerthe war „ihre Unwissenheit alle Begriffe überstieg".**) Wenn sie sich auf Urlaub zu Hause einstellte, stieg sie stets in der Rue du Rocher bei Joseph ab. Mlle. Permon (die nachherige Herzogin von Abrantes) sah sie dort zuweilen und betrachtete mit Erstaunen und nicht ohne Neid die schönen Schmucksachen, welche Annunziata besaß, und welche diese vielleicht nur deshalb der Freundin zeigte, weil sie sich am Neide derselben weiden wollte.

Der General Bonaparte hatte sich bekanntlich gleich nach dem gelungenen Staatsstreich vom 18. Brumaire als erster Consul im Luxembourg niedergelassen, oder vielmehr

*) Th. Jung: „Bonaparte et son temps" III. 263.

**) Duchesse d'Abrantès: „Histoire des Salons de Paris." III. 228.

in dem kleinen Anbau, welchen man „le petit Luxembourg“ nennt.

Eines Tages besuchte ihn dort Murat und bat officiell um die Hand Annunziata's, der — „ich weiß nicht aus welchem Grunde,“ sagt Lucian — „Napoleon mit einem Male den Namen „Caroline“ gab. Die Mama wollte von der Umtaufe nichts wissen.“ *)

Nach den üblichen Danksagungen für die Caroline zutheil werdende Ehre, bemerkte der erste Consul, er müsse, ehe er eine bestimmte Antwort gebe, die Sache überlegen und mit der Familie besprechen, auch die Ansichten der in erster Reihe Betheiligten, nämlich Carolines, hören. Murat zog sich also zurück, ohne sich irgend welchen Hoffnungen hinzugeben.

Er hätte, trotz des Selbstgefühls, welches er besaß, nie gewagt, seine Augen zur Schwester des ersten Consuls zu erheben und sie als Gemahlin zu begehren, wenn er nicht dazu ermuthigt worden wäre. Durch wen? Das Heirathsproject schmeichelte ja allerdings seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit, es förderte aber zugleich auch die Interessen der Mme. Bonaparte, welche eine „Stütze in der Familie gegen die Familie“, wie man damals gesagt hat, suchte und sie war es, die Murat ermuthigt hatte, den Schritt zu wagen. Es war ihr ja nicht entgangen, daß Annunziata und Murat in Mailand und Montebello Liebeleien angeknüpft hatten. Da Josephine nie ihr eigenes Interesse

*) Th. Jung: „Lucien Bonaparte et ses Mémoires“ I. 51.

aus den Augen verlor, so kam ihr eine Heirath zwischen den Liebenden sehr erwünscht; sie war ja fortwährenden Angriffen seitens ihrer Schwäger und seitens Elisas und Paulettes ausgesetzt und glaubte, daß, wenn sie dem Glück Carolines förderlich würde, dieselbe ihr dankbar sein und das Uebelwollen der übrigen Mitglieder der Familie Bonaparte zum Schweigen bringen müßte. Murat, der wegen seiner Tapferkeit in der Armee einen großen Namen hatte, und dem der erste Consul zum Theil das Gelingen seines Staatsstreichs verdankte, müßte für sie ebenfalls ein starker Beschützer werden — so dachte Josephine.

Und dann — es gab da noch einen delicaten Punkt: Während des Feldzuges in Italien war Murat bekanntlich nach Paris entsandt worden, um dem Directorium den mit dem König von Sardinien abgeschlossenen Waffenstillstand von Cherasco anzuzeigen. Murat hatte seinen Aufenthalt in Paris benutzt, der noch dort weilenden Gemahlin Bonaparte's seine Aufwartung zu machen. Josephine soll sich mit dem stattlichen jungen Murat näher eingelassen und diese Gerüchte auch ihren Weg zu den Ohren Bonaparte's gefunden haben: daher die Kälte, die der General en chef dem Zurückgekehrten an den Tag legte. Hierzu kam noch eine, in der Weinlaune von Murat Offizieren gegenüber, gemachte Bemerkung über Josephine.*) Es bedurfte der glänzenden Waffenthaten Murat's bei Abukir, um Napoleon wieder mit ihm auszusöhnen.

*) Man sehe: „Die Generalin Bonaparte“ (Schmidt & Günther, Leipzig) Seite 88 u. s. w.

Es ist mithin erklärlich genug, daß Mme. Bonaparte für die Interessen Murat's eintrat; übrigens hatte derselbe in Bessières auch einen beredten Fürsprecher, der stets, so wie sich nur eine Gelegenheit dazu bot, ein rühmendes Wort über ihn dem ersten Consul gegenüber fand.

Als Mme. Bonaparte Alles genügend vorbereitet zu haben glaubte, ermunterte sie ihren Schützling, zur Attacke vorzugehen. Dieser scheint jedoch im letzten Augenblick noch gezögert zu haben*), denn er sagte sich, daß, wenn sein Antrag abgelehnt würde, seine Stellung dem ersten Consul gegenüber eine schwierige und unangenehme werden müsse. In dieser Stimmung suchte er Collot auf, der ein kluger Mann und in alle Verhältnisse der Familie Bonaparte eingeweiht war. Collot ermunterte seinerseits Murat, ja er rieth demselben, sogleich vorzugehen, da ihn sonst andere Freier zuvorkommen möchten — das hatte den General denn endgültig bestimmt.

Am Abend, an welchem Murat seinen Antrag gestellt hatte, hielt Napoleon eine Art von Familienrath ab; Josephine, Hortense, Eugen und Bourrienne waren die Betheiligten. Jeder von ihnen sang in seiner Weise das Lob des schneidigen Cavalleriegenerals; beredt vor Allen aber war Josephine, indem sie auf Murat's Verhalten bei Abukir und sein energisches Auftreten am 18. Brumaire hinwies. — Murat war im Sitzungssaal von St. Cloud mit seinen Grenadieren in dem Augenblick erschienen, als

*) Bourrienne: „Mémoires" III. 289.

die Sache für Bonaparte einen unglücklichen Ausgang zu nehmen drohte.

Wenn Bourrienne behauptet, der erste Consul habe Anstoß daran genommen, daß Murat der Sohn eines Schankwirthes war, so ist das ein Irrthum.*) Gleichzeitig mit Murat bewarb sich auch Lannes um die Hand Carolines und dieses war der Sohn eines Färbers, also, in Bezug auf Herkunft nicht mehr wie jener; Napoleon aber bevorzugte Lannes. Nur der Umstand erschien ihm störend, daß Lannes sich eben von seiner Frau hatte scheiden lassen. Unter den Offizieren wurden aber noch andere als Freier Carolines in Erwägung gezogen.

Bald nach der Rückkehr aus Aegypten soll sich, wie die Abrantes mittheilt, Napoleon mit den Gedanken getragen haben, Caroline mit Moreau zu verheirathen, auch Augereau**) eine Zeit lang in Betracht gekommen sein. Allein jetzt bestimmten ihn die an jenem Abend Versammelten, sich definitiv für Murat zu entscheiden.

Als Napoleon nach der Besprechung sein Cabinet betrat, sagte er zu Bourrienne:

„Murat gefällt nun einmal meiner Schwester und dann — man kann jetzt nicht mehr behaupten, daß ich stolz bin, daß ich mich nach hohen Familienverbindungen umsehe; hätte ich Caroline einem Edelmann zur Frau gegeben, so hätten die Jacobiner über eine Contrerevolution gezetert. Und dann — ist es mir auch sehr lieb, daß

*) Bourrienne „Mémoires." III. 290.
**) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires". II. 241.

meine Frau sich für die Heirath interessirt; Sie errathen, Bourrienne, weshalb . . ." *)

Weshalb Josephine so versessen auf diese Heirath war, das entging dem ersten Consul allerdings, er sah in ihrem Eifer einen Beweis dafür, daß die Gerüchte vom Jahre 1796, welche von intimen Beziehungen zwischen ihr und Murat wissen wollten, unglaubwürdig waren.

Nachdem die Einwilligung des ersten Consuls erfolgt war, war nur noch die der Signora Letizia einzuholen und die von Caroline selbst; Beide erfolgten sogleich.

Murat galt allgemein für einen der hübschesten Offiziere der Armee; er war groß, seine Gestalt von schönem Ebenmaß, sein Wesen hatte jenen Stolz, der den Frauen, und jenen cordialen Ton im Umgange, der den Männern gefällt; Vornehmheit im Wesen ging ihm ab, — nein, Murat hatte nichts Feines, aber mancherlei gelernt und hatte obendrein auch einen hellen Kopf. Er stammte aus La Bastide Fortunière (Lot-Departement); sein Vater, der Schankwirth, hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt und durch die Vermittelung eines einflußreichen Edelmannes eine Freistelle an der Schule von Cahors für ihn erlangt; der junge Murat vertauschte die Schule nach einigen Jahren mit dem Hauptseminar von Toulouse; als Eleve desselben trug er die Soutane, legte jedoch kein Gelübde ab.

Nach dem ersten Jahr seiner theologischen, oder viel-

*) Bourrienne: „Mémoires". III. 292.

mehr philosophischen Studien, schickte er sich an, einen längeren Urlaub in der Heimath bei seinen Eltern zu verbringen. Er hatte das Geld zur Reise erhalten, aber die Versuchung sich in der Stadt umzuthun war so stark, daß er die geringe Baarschaft verausgabte. Der Zufall wollte es, daß gerade zu der Zeit ein Regiment Chasseurs à cheval nach Toulouse kam. Murat fühlte beim Anblick desselben und der traurigen Wahrnehmung, daß seine Fonds erschöpft waren, das unwiderstehliche Verlangen, Soldat zu werden: er warf kurz entschlossen die Soutane von sich und trat als Rekrut in das Regiment ein. Nach zwei Jahren war er Quartiermeister; diese schnelle Beförderung hatte er seinen Kenntnissen, seiner hübschen, soldatischen Erscheinung und seinem Diensteifer zu verdanken. In Folge eines Vergehens gegen die Disciplin stand ihm eine harte Strafe bevor, um ihm dieselbe zu ersparen, veranlaßte ihn sein Rittmeister, der ihm wohl gewogen war, lieber seine Entlassung nachzusuchen. Das that er auch. Nun nahm ihn einer seiner Verwandten, ein Krämer in Saint Céré, als Ladendiener in sein Geschäft.

Inzwischen hatte die Revolution begonnen, Alles ging darunter und darüber. Murat wurde durch Vermittelung des Deputirten Cavaignac in die constitutionelle Garde Ludwig XVI, zu der jedes Departement drei Berittene stellte, eingereiht. Bessières gehörte mit zu den Auserwählten. Beide wurden Freunde, bis in den Tod einander treue Freunde, wurden bekanntlich auch Beide Marschälle von

Frankreich. Von der constitutionellen Garde Ludwig XVI trat Murat 1792 in das Freicorps der sogenannten „Hussards braconniers“ über und wurde bald Lieutenant. Von da an ging seine Beförderung sehr rasch. Am 13. Vendémiaire zeichnete er sich unter den Augen Bonapartes als Schwadronschef aus. Der Herzog von Ragusa erzählt, wie Murat im folgenden Jahre mit selbstbewußter Ungenirtheit den General en chef der italienischen Armee ersuchte, ihn zum Adjutanten zu nehmen. Bonaparte bewilligte auch sein Gesuch: mit dem Titel als Oberst blieb er zunächst Schwadronschef im 21. Chasseur-Regiment.*) Er benahm sich sehr brav, verlor aber vor Mantua infolge momentaner Unentschlossenheit die Gunst seines Chefs. Er suchte nun um das Commando einer Infanteriebrigade unter Joubert's Befehl nach und erlangte auf diesem Posten seinen alten Ruf wieder. Am ägyptischen Feldzuge nahm er gegen den Willen Bonaparte's infolge einer Verwendung der Mme. Tallien theil. Er zeichnete sich bei jeder Gelegenheit, aber namentlich bei Abukir aus, wo er, wie der Herzog von Ragusa mittheilt, mit eigener Hand den Pascha Seraskier gefangen nahm und eine Pistolenkugel in die Kinnlade erhielt. Diese obwohl schwere Verwundung ließ keinerlei nachtheilige Folgen zurück.

Als Murat heirathete, war er dreiunddreißig Jahre alt, Caroline achtzehn. Vielleicht war der Unterschied der

*) Duc de Raguse: „Mémoires“ I. 26.

Jahre ein wenig zu groß. In der Armee war man über die Verbindung sehr erfreut; Lannes aber hat es Bessières nie verziehen, daß er seinem Concurrenten um die Hand der Schwester des Consuls zum Siege verhalf. Gegen Murat verhehlte er seinen Groll auch nicht, allein derselbe hatte nichts von dem tiefen Hasse gegen Bessières. Auf dem Schlachtfelde von Eßling trat derselbe deutlich zu Tage, und Bessières, der unter Lannes' Commando stand, mußte ihn auf's Empfindlichste fühlen.*)

Am 20. Januar 1800 fand der feierliche Act der Trauung statt, und zwar nicht im Luxembourg, wie Bourrienne behauptet, sondern auf der Mairie von Plailly, nahe bei der Besitzung Josephs im Oise-Departement.**) Es fand zunächst nur eine Civiltrauung statt. Erst am 7. Januar 1802 fand zugleich mit der Einweihung der Ehe Hortenses und Louis' eine kirchliche Feier in dem kleinen Hause der Rue de la Victoire statt.

Der erste Consul gab seiner Schwester eine Mitgift von 30 000 Livres; da er ihr auch noch ein besonderes Hochzeitsgeschenk machen wollte, aber damals noch nicht viel Vermögen hatte, so entnahm er dem Juwelenschatz seiner Josephine ein Diamant-Halsband und verehrte es Caroline. Josephine war darüber, wie sich denken läßt, sehr erzürnt und rächte sich, indem sie ein weit schöneres, welches 250 000 Francs kostete (nach anderer Lesart sogar 500 000 Francs) an Stelle des ihr genommenen anschaffte.

*) Général de Marbot: „Mémoires" II. 186—89.

**) „Bourrienne et ses erreurs" I. 259.

Sehr komisch ist es, daß Josephine ihren neuen Schmuck kaufen konnte, ohne irgend etwas zu zahlen. Als sie nämlich zahlen sollte, eröffnete sie Berthier, sie habe den Schmuck ohne Erlaubniß ihres Mannes erworben, könne denselben also auch nicht um Zahlung angehen. Berthier schaffte Rath, indem er den Juwelier Foncier aus dem für die italienischen Hospitäler ausgeworfenen Fonds befriedigte.

Durch diese Gefälligkeit hoffte Berthier, er werde seiner Maitresse, der Mme. Visconti, das Recht erwirken, bei den Empfängen in den Tuilerien erscheinen zu dürfen. Napoleon aber wollte nicht zugeben, daß diese „siegreiche Cokette", die er auch „Berthier's Thorheit" nannte, in seinen Gesellschaften erschien. —

Vor seiner Heirath wohnte Murat in einem kleinen Hause in der Rue de Monsieur, hernach im Erdgeschoß des Brienner Hauses, dessen erstes Stockwerk Herr Benezech, welcher bei der Uebersiedelung des ersten Consuls in die Tuilerien Palastpräfect wurde, innehatte. Das Haus lag innerhalb des Tuilerienhofes gerade gegenüber dem Gitter des Pont royal. Der Tuilerienhof war ja derzeit noch ein besonderes, kleines, häuser- und gassenreiches Stadtviertel. Nach Benezech und Murat zog Maret, der spätere Herzog von Bassano, in das Brienner Haus, Murat aber in das sogenannte „Hôtel Thélusson".

Einige Monate nach seiner Verheirathung rückte er wieder in's Feld, um am zweiten italienischen Kriege theilzunehmen, und kehrte mit dem ersten Consul nach Paris

zurück, mußte aber bald darauf wieder fort, um das Commando des französischen Beobachtungscorps in Toscana zu übernehmen. Seine Gemahlin, welche damals ihrer Niederkunft entgegensah, blieb in Paris zurück.

Der erste Consul, dessen pecuniäre Lage jetzt eine bedeutend bessere war, hatte seiner Schwester die schöne Besitzung von Neuilly geschenkt; sie gefiel der Mme. Murat so, daß sie sich häufig dorthin verfügte. Eines Tages, es war ihr von dem damals berühmten Geburtshelfer Baudelocque Bewegung in freier Luft anempfohlen, forderte sie die junge Mme. Junot auf, sie zu begleiten.

Caroline war damals noch eine ganz einfache Frau, ihre Erziehung ließ ja, wie wir schon sagten, viel zu wünschen übrig. Als sie mit ihrer Gefährtin den Park von Neuilly — es war zwar schon Spätherbst, aber noch sehr schönes Wetter — betrat, sagte sie:

„Der erste Consul hat seiner Güte für uns die Krone aufgesetzt, indem er uns diesen reizenden Landbesitz schenkte. Wir sind nicht reich, und wenn er uns nicht auch das nöthige Geld gegeben hätte, Alles einzurichten, wir könnten Neuilly garnicht behalten." *)

Mme. Murat war aber trotz ihrer Einfachheit schon sehr bedacht darauf, aus ihrer Stellung als Gemahlin des berühmten General Murat und als Schwester des ersten Consuls Genuß und Vortheil zu ziehen. Während sie die Rückkehr ihres Gemahls aus Italien erwartete, nahm sie,

*) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires" III. 119.

so viel es ihr Zustand nur irgend zuließ, an allen Festen und Vergnügungen Theil, an denen damals in dem nun wieder völlig beruhigten Paris kein Mangel war.

Der Winter von 1800 auf 1801 gab ja das Signal zur Wiedereröffnung der Salons und gesellschaftlichen Lustbarkeiten. Die Theater waren allabendlich bis auf den letzten Platz gefüllt.

Am 3. Nivôse hatte Mme. Murat beim ersten Consul zu Mittag gespeist; nach dem Diner wollte man Haydn's Oratorium im Theatre Français anhören. Während der Consul schon in den Wagen gestiegen war, hatte sein Adjutant, Herr Rapp, einen Augenblick an der Toilette Josephines eine Aenderung vorzunehmen; Mme. Murat, die keine Note von der Aufführung versäumen mochte, rief ihrer Schwägerin zu, sie möge sich doch beeilen, der Consul führe eben davon.*)

Bekanntlich explodirte die Höllenmaschine gerade zwischen dem ersten und zweiten Wagen. Rapp, welcher sich in dem letzteren mit Josephine, Hortense und Caroline befand, sprang sogleich ab, lief nach dem Theater, um zu hören, wie es mit Bonaparte stünde. Während der Zeit machte der Kutscher, der die Damen fuhr, einen kleinen Umweg und fuhr durch eine andere Straße vor dem Theater vor. Mme. Bonaparte war so erschreckt, daß sie fast die Besinnung verloren hatte, Hortense ging es ziemlich ebenso: Mme. Murat aber verrieth nicht die geringste Spur von Aufregung.

*) Général Rapp: „Mémoires“ p. 20.

„Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit," sagt die Abrantes, „recht deutlich der Familiencharacter der Bonapartes; obwohl ihr körperlicher Zustand es wohl erklärlich gemacht hätte, wenn sie in Aufregung gewesen wäre, war die Schwester des ersten Consuls vollkommen ruhig, sie verlor keinen Augenblick während des ganzen Abends, der einen ziemlich peinlichen Verlauf hatte, die Controlle über sich selbst." *)

Ruhiges, kaltblütiges Verhalten im Augenblicke der Gefahr ist bei Frauen gewiß etwas Seltenes; es ist ein Zeichen starker Willenskraft, und man kann nur bedauern, daß Caroline dieselbe später nicht mehr besaß, um ihr maßloses Herrschergelüst und andere Leidenschaften im Zaum zu halten. Die Ruhe, welche sie damals an den Tag legte, war für Caroline auch insofern gut, als sie in einigen Wochen schon niederkommen mußte; sie blieb dadurch, daß sie sich in der Gewalt behielt, vor einer Fehlgeburt bewahrt.

Murat, dem in Italien inzwischen die Zeit lang

*) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires" III. 96. — Constant ist im Irrthum, wenn er („Mémoires" I. 89) behauptet, Madame Murat wäre von einem so panischen Schrecken ergriffen worden, daß man genöthigt gewesen wäre, sie in die Tuilerien zurückzuschaffen. „Dieses Ereigniß", so fügt er hinzu, „hatte einen nachtheiligen Einfluß auf das Kind, welches sie unter dem Herzen trug. Man hat mir versichert, daß der Prinz Achilles Murat noch heute unter epileptischen Anfällen leidet." — Der Prinz Achilles Murat war allerdings von sehr nervöser Natur und überaus launisch, er vollführte die sonderbarsten Streiche, aber daran war die Höllenmaschine vom 3. Nivôse wohl nicht schuld.

wurde, wollte gern nach Paris zurück und schrieb deshalb an den ersten Consul; dieser aber antwortete etwas trocken:

„Ich bin in vielen Punkten nicht Ihrer Meinung. Der Soldat soll seiner Frau treu sein, aber sie nur dann wiederzusehen wünschen, wenn er findet, daß er nichts mehr zu thun hat.“

Dieser Brief war vom 19. Januar 1801. Zwei Tage später, am 21. Januar, gebar Mme. Murat ihr erstes Kind, einen Knaben, der die Namen Napoleon, Achilles, Karl, Ludwig erhielt. Erst später wurde Murat die Erlaubniß zu Theil, seine Frau zu besuchen. Dieser Besuch aber dauerte nur ein paar Tage, denn der General mußte gleich wieder auf seinen Posten nach Italien zurück.

Als der katholische Cultus in Frankreich wieder eingeführt wurde, bestimmte der erste Consul den Ostersonntag, 17. April 1802 (28. Germinal des Jahres X) für den Abschluß des Concordates. Es fand in der Notre-Dame-Kirche eine große Kirchenfeier mit militärischem Gepränge statt. Mme. Murat, die damals wieder guter Hoffnung war, ja sogar in Kürze ihrer Niederkunft entgegen sah, wollte durchaus bei der Feier zugegen sein.

Die Abrantes hat uns die Beschreibung der Toilette hinterlassen, in welcher sie an diesem denkwürdigen Ostersonntag erschien: sie trug einen Hut von rosafarbenem Sammet mit einem Büschel Federn von derselben Farbe, sie hatte ein weißes Mousselinkleid mit reicher Stickerei und von rosafarbenem Atlas gesäumt und garnirt an. Auf den Schultern war eine shawlartige Mantille von Brüsseler

Spitzen befestigt, auch das Kleid hatte denselben Spitzenschmuck. „Ich habe sie“, fügt die Abrantes hinzu, „in prunkvollerer Toilette gesehen, hübscher aber hat sie nie ausgesehen. Ich selbst war in einem schwarzen Spitzenkleide weil mir eine dunkle Farbe doch mehr dem Ernst der Feier zu entsprechen schien. Caroline hielt sich über die Einfachheit meines Anzuges auf.“

In der folgenden Woche schon brachte Mme. Murat ein Mädchen zur Welt, welches die Namen Letizia-Joseph erhielt. Der Name ist auffallend. Caroline wollte damit andeuten, daß sie ihr Töchterchen nicht nach ihrer Schwägerin Josephine zu nennen wünschte, sondern nach ihrem Bruder Joseph; obwohl ihre Heirath mit Murat doch nur durch Josephines Bemühungen zu Stande gekommen war, war Caroline doch von der allgemeinen Feindschaft der Bonapartes gegen die Beauharnais mit fortgerissen worden.

Inzwischen verlängerte sich der Aufenthalt Murat's in Italien. Als der Bruch des Friedens von Amiens erfolgte, hatte er den Befehl erhalten, den General Gouvion de Saint-Cyr gegen das Königreich Neapel operiren zu lassen. Da mithin die Zeit seiner Rückkehr nach Paris nicht abzusehen war, ließ er Caroline zu sich kommen und in Mailand, am 16. Mai 1803, genas sie ihres dritten Kindes, eines Knaben, der die Namen Lucian, Carl, Franz, Napoleon erhielt. Bei dieser Gelegenheit schrieb der erste Consul an den glücklichen Vater:

„Bürger! Ich habe mit Vergnügen von der glücklichen Niederkunft der Mme. Murat Kenntniß genommen;

es ist gut von ihr, daß sie einen schönen Jungen in die Welt gesetzt hat; ich hoffe, Sie werden mir demnächst mittheilen, daß die Mutter vollständig wieder hergestellt ist."

Nun dauerte es nicht mehr lange und Murat wurde in Italien ersetzt, um im November 1803 als Militärgouverneur nach Paris zurückzukehren. Diesen Posten hatte vor ihm der General Junot inne, der zum Commandeur der bei Arras zusammengezogenen Grenadier-Division bestimmt war.

Mme. Murat war entzückt über das Commando ihres Gemahls, das sich über mehr als 60,000 Mann erstreckte; dadurch wurde sie ja nächst der Gemahlin des ersten Consuls die vornehmste Dame von Paris. Von da an begann der Ehrgeiz seine Herrschaft über sie. War Murat mit seiner Stellung vollkommen zufrieden, sie verlangte mehr, aber erst nach Einsetzung des Kaiserreichs, von der sich ihr Gemahl nie etwas hatte träumen lassen, begann bei ihr das unwiderstehliche Verlangen nach einem Thron, welches auch ihrem Manne einzuflößen ihr mit der Zeit gelingen sollte.

Inzwischen war sie bemüht, sich aller Vorrechte ihrer hohen Stellung zu erfreuen. Sie hielt ein glänzendes Haus und fehlte bei keinem Feste, keinem Ball, keiner Jagd. Mme. Junot hatte ihr zu Ehren auf ihrer Besitzung von Bièvres im Gehölz von Verrières eine Jagd arrangirt, bei welcher beide Damen beinah um's Leben gekommen wären: das Pferd vor dem Gigh, in welchem sie saßen, ging durch und sie wären fast in einen tiefen

Steinbruch geschleudert worden, wäre nicht Murat zur richtigen Zeit bei der Hand gewesen und Herr des Pferdes geworden.

Hatte Mme. Murat eine Ahnung von der Zukunft ihres Bruders? Wer kann es sagen! Sie benahm sich jedenfalls in einer Weise und mit einem Geschick, daß man es hätte annehmen können; sie war vor Allem darauf aus, sich ergebene Freunde zu schaffen und das gelang ihr, indem sie große Liebenswürdigkeit und Güte an den Tag legte, obwohl diese Eigenschaften durchaus nicht zu ihrem herrschsüchtigen und etwas starren Naturell paßten. Trotz ihrer Jugend und ihrem Mangel an Erfahrung war sie doch schlau genug, sich zu sagen, daß man zu Einfluß gelangt, wenn man sich beliebt macht; ihre Handlungen waren keineswegs ein Ausdruck von Herzensgüte, sondern lediglich von Berechnung. Sie schien sich die berühmte Mme. de Tencin zum Vorbilde genommen zu haben, die nie Jemand abschläglich beschied, denn — so sagte die kluge Matrone, „wenn auch neun unter zehn keinen Pfifferling für mich opfern würden, aus dem zehnten kann mir ein nützlicher Freund erwachsen.“ Mme. Murat gelang es vollkommen, ihren hochfahrenden Charakter, ihren schrankenlosen Egoismus unter die Anforderungen des Augenblickes zu beugen, und mit der Hoffnung auf die Erreichung ihres Zieles zu beschwichtigen. Das Publikum hielt ihr freundschaftliches Entgegenkommen für einen Ausdruck ihrer Herzensgüte, während es doch nur Heuchelei war.

Als der Oberst August Colbert sich verheirathete, machte sie ihm — er war in Aegypten und Italien der Adjutant ihres Gemahls gewesen — die prachtvollsten Geschenke. Der Oberst Colbert heirathete eine Tochter des General Canclaux, welcher sich bei der Pacificirung der östlichen Departements durch Humanität und Mäßigung so sehr hervorgethan hatte. Caroline suchte sich diese beiden einflußreichen Familien zu verpflichten, ja sie ging soweit, sich zur Beschützerin aller Nachkommen des großen Colbert aufzuwerfen. Der Oberst August Colbert hatte in der Armee zwei Brüder, welche, wie er selbst später, berühmte Reitergeneräle wurden. Der Eine, Alphons, hatte um die Hand eines jungen Mädchens, Tochter des früheren Kriegsministers Petiet, die er liebte, geworben, war aber vom Vater, da er nicht wohlhabend war, abgewiesen worden. In seiner Verzweiflung ließ Alphons Colbert sich nach Italien schicken. Nach zwei Jahren war der alte Petiet todt. Mme. Murat, welche Königin von Neapel geworden war, erinnerte sich der unglücklichen Liebe des jungen Offiziers, mischte sich in die Sache und es gelang ihr auch, alles zum Besten zu führen. Auf diese und ähnliche Art hat sie es verstanden, sich Freunde zu machen, welche ihr nur Gutes nachsagten.

Wenn sie es sich zur Regel gemacht hatte, Bittstellern nie etwas abzuschlagen, sondern ihnen stets alles zuzusagen, was sie wünschten, so hielt sie darum doch, wie die Königin Julie, Gemahlin Josephs behauptet, nicht immer ihre Versprechen — man muß aber der Gerechtigkeit wegen hinzu-

fügen, daß Königin Julie es gerade ebenso, vielleicht noch schlimmer, machte. Wir haben schon berichtet, daß der General Ricard in ganz jungen Jahren die Familie Bonaparte gut kannte. Als Mme. Julie schon Königin von Neapel war und er sich bei ihr erkundigte, ob man es für statthaft halten würde, wenn er der damals gerade Großherzogin von Cleve-Berg gewordenen Caroline einen Besuch machte, antwortete Königin Julie:

„Besuchen Sie Caroline immerhin, aber seien Sie auf Ihrer Hut. Es ist möglich, daß sie Ihnen ihre Fürsprache anbietet; trauen Sie ihr nicht; alle ihre schönen Versprechungen bleiben unerfüllt." *)

Der junge Ricard, der noch nicht so lebenserfahren war, daß er die zwischen beiden Damen bestehende Rivalität erkannte, suchte, so wie er in Paris eingetroffen war, um eine Audienz bei Mme. Murat nach. Diese wurde ihm auch sogleich zugesagt und zwar für den andern Tag in der Frühe.

Mme. Murat, welche noch zu Bett lag, empfing ihren alten Bekannten von Marseille her sehr freundlich, frug hn, was er zu thun gedächte und ob sie ihm von Nutzen sein könne. „Ich stehe im Begriff beim 4. Regiment der Chasseurs im Königreich Neapel einzutreten." „Ach! das ist meine Schwägerin, die Ihnen das angerathen hat, aber hernach nicht mehr an Sie denken wird. Ein junger Mann wie Sie sollte unter meinem Gemahl sein militärisches

*) Général de Ricard: „Autour des Bonaparte."

Debut machen, Murat hat junge Leute gern und kümmert sich um ihr Fortkommen. Kommen Sie darum ein, in einem der unter seinem Befehl stehenden Regimenter eintreten zu dürfen, ich werde Ihr Gesuch unterstützen."

Als Ricard wieder in Neapel war und der Königin Julie von seiner Audienz bei der Großherzogin erzählte, sagte Erstere:

„Sehen Sie wohl, sie macht Versprechungen in einer unglaublich leichtsinnigen Weise. Sie thun am besten, gar nicht mehr daran zu denken." *)

Der junge Ricard folgte dem Rath der Königin Julie, aber zu seinem Nachtheil; sie vergaß ihn völlig, und Ricard hat sein Leben lang bedauert, nicht lieber den Rath Carolines befolgt zu haben.

Wie ihres Bruders Napoleon, so schmeichelte es auch Carolines Eitelkeit, daß die Vertreter des alten Adels anfingen, sich um die Repräsentanten der neuen Staatsordnung zu sammeln. Sie überschüttete dieselben mit Zuvorkommenheiten und Gunstbezeugungen: freute sie sich darüber, daß diese Damen und Herren den feinen, höflichen Gesellschaftston früherer Zeiten in die neuen Salons einführten, so suchte sie dieselben auch auf alle erdenkliche Art an sich zu fesseln — so verdankten wohl auch die Colberts ihrem Namen mehr als ihrer Tapferkeit und ihren sonstigen Verdiensten.

Als Stanislaus de Girardin, der zu Anfang der

*) Général de Ricard: „Autour des Bonaparte."

Revolution Capitän in einem Dragonerregiment war, sich entschloß, beim ersten Consul darum einzukommen, daß ihm sein Rang als Kapitän wiedergegeben und er im 4. Regiment Infanterie, welches sein Freund Joseph Bonaparte als Oberst commandirte, eingestellt würde, erhielt er sofort sein Capitänspatent.

„Des ersten Consuls Schwester, Mme. Murat," sagt Girardin, „theilte meine Genugthuung, denn ich erhielt von ihr den nachstehenden Brief mit beigefügten Capitäns-epauletten:

„Madame Murat hat nicht vergessen, daß Herr de Girardin ihr versprochen hat, die Capitäns-Epauletten von ihr annehmen zu wollen; sie beeilt sich, ihm dieselben zuzustellen und hofft, daß er sie bald mit anderen vertauschen wird. Sie bittet ihn, ihre Grüße und besten Wünsche in Empfang zu nehmen." *)

Derartige liebenswürdige Aufmerksamkeiten wurden bald ruchbar, man sprach von ihnen in der Armee, in den Salons, und die Folge war, daß Mme. Murat sehr populär und dadurch von Vortheil für ihren Bruder wurde.

Mitten in diesem freundewerbenden Walten aber begann Caroline bereits mehr und mehr die große Dame zu spielen; die unerhörten Erfolge ihres Bruders lockten sie immer mehr auf die Bahn eines Ehrgeizes, dem kein Ziel zu hoch erschien. Es zeigten sich um diese Zeit bereits Spuren von Dünkel bei ihr, und eine Dame, welche zu

*) **Stanislas Girardin: „Journal et Souvenirs" I. 350.**

Ende des Consulats ihre nähere Bekanntschaft machte, sagt in ihren sehr bemerkenswerthen Memoiren:*)

„Mir kommt es so vor, als ob sich schon die werdende Prinzessin bei ihr bemerkbar macht."

Der General Thiébault, der eines Tages von Murat zum Frühstück eingeladen wurde, macht eine ähnliche Bemerkung und sagt in seinen Memoiren (III. 142):

„Meine Blicke konnten sich nicht von diesen beiden Glückskindern, Murat und Frau, trennen, und ich schätzte ihr gutmüthiges Wesen um so höher. Nach einem ausgezeichneten Frühstück, welches in sehr schönem Porzellangeschirr aufgetragen war, wurde in einer ganz gewöhnlichen irdenen Schüssel Traubenmuß servirt: „Das ist eine in meiner Heimath übliche Speise," sagte Murat, „meine Mutter hat sie zubereitet und sie mir geschickt." Mir gefielen die Worte, und das Traubenmuß schmeckte mir in Folge dessen weniger schlecht; aber Jeder konnte sich sagen, daß man dieses Gericht nicht lange mehr auf dem Tisch der Murat's sehen würde und daß dieser Geschmack nicht vorhalten würde."

Ja! Mme. Murat wird sehr bald aufhören, ihrem Gemahl diese einfachen Genüsse, weil sie ihr zu „volksthümlich" für ihre hohe gesellschaftliche Stellung erscheinen, zu gestatten; es sollte bald jede Spur der niederen Her-

*) „Mémoires d'une inconnue." Es ist die ältere Madame Cavaignac, deren Gemahl als Deputirter zur Assemblée législative gehörte und der erste Beschützer des jungen Cavalleristen Murat, seines engeren Landsmannes, wurde. Er ist später unter den Generälen des Königs von Neapel genannt worden.

kunft Murat's verwischt werden. Damit erstickte Caroline gerade das Beste in Murat's Character: seine einfachen Neigungen, sein ehrliches Gebahren. Vorläufig will sie nur Schritt für Schritt vorwärts kommen, ihr Uebergewicht nur allmählich geltend machen: Murat ist ihr zu gut, sie wird ihn mißbrauchen und bald das allein thun, was ihr gefällt. Sie machte jetzt mit sich selbst eine Art von Lehrzeit durch, die jedoch nicht lange währte; bald werden die Schuppen von ihr fallen und die übermüthige Emporgekommene wird in allen ihren abstoßenden Schattirungen vor uns stehen, ihr Wesen wird gebieterisch, ihr Aplomb unangenehm.

Sie muß aber wohl eine Zeitlang eingesehen haben, daß ihr diese Art und Weise, sich zu geben, nicht gut stände, denn als sie Königin von Neapel wurde, war sie mit einem Male wieder die einfache natürliche Dame von früher -- es war alles nur äußerer Schein und hielt nicht vor. Ihr Gemahl war als König nur so viel wie ihr erster Commis. Sie war die Gebietende am häuslichen Herde sowohl wie auf dem Throne. Natürlich: Murat war ihr gut und sie liebte nur sich selbst, in der Liebe aber ist es stets das stärkere Gefühl, das sich dem schwächeren unterwirft. Mit ihrem abscheulichen Egoismus erstickte Caroline mit der Zeit Alles, was Murat an guten Anlagen, an besseren Eigenschaften besaß — so erstickt der Dornstrauch die zarten Keime, die der Zufall zwischen seinen Dornen aus den Boden lockt.

Solches Vernichtungswerk sieht man leider stets, wenn

die Gefühle von Güte und Sanftmuth, die doch die Stärke und die Ehre der Frauen sind, deren Entschlüssen abgehen.

In Malmaison ließ sich Mme. Murat seltener sehen als ihre Schwestern, nicht allein weil sie ihre Schwägerin Josephine haßte, sondern auch weil ihre schnell auf einander folgenden Entbindungen und ihr Aufenthalt in Italien sie fern hielten. Wenn sie sich dort einstellte, war sie stets sehr lustig und guter Dinge; sie sprang im Park umher, betheiligte sich am Barrespiel, welches der Consul so sehr liebte; auch zählte sie zu der dramatischen Truppe von Malmaison, deren Mitglieder Duroc, Bourrienne, Hortense und Eugen, Isabey, Lauriston, General und Generalin Junot, Didelot, der Palastpräfect u. A. waren. Mme. Murat zählte, nach den Anschauungen der Junot, zu den besten unter den Darstellerinnen.

Es gab übrigens noch eine Veranlassung, weshalb Caroline ein allzu häufiges Erscheinen in Malmaison vermied: Mme. Hulot, die Schwiegermutter des General Moreau, eine hämische, boshafte Dame, der es auf eine Verläumdung mehr oder weniger nicht ankam, hatte sich in Malmaison eines Tages einen Scherz erlaubt und zwar über unlautere Beziehungen, welche zwischen Bonaparte und Caroline bestehen sollten. Mme. Murat hatte davon gehört und zwar wahrscheinlich durch Murat; Moreau selbst aber hatte die scandaleusen Bemerkungen seiner Schwiegermutter weiter gegeben. Der General de Ségur hat auf einem großen Diner, welches der Sieger von Hohenlinden in Augsburg dem General Macdonald gab,

diese Abscheulichkeiten im Beisein von einigen fünfzig Offizieren von Moreau vorbringen hören!*) Die Art und Weise, wie Mme. de Rémusat sich zur Sache vernehmen läßt, scheint anzudeuten, daß diese kluge Frau noch nicht recht wußte, ob sie glauben oder nicht glauben sollte; sie behauptet aber an anderer Stelle, wie ja schon in einer Anmerkung mitgetheilt wurde, auf's bestimmteste, Napoleon habe der Reihe nach jede seiner Schwestern verführt.

Die Rémusat schrieb ihre Erinnerungen, wie hier eingeschaltet sein mag, zur Zeit der Restauration: sie hat nur allzu schnell die Wohlthaten vergessen, mit denen der Kaiser sie überschüttet hatte: sie war nur allzu bereitwillig zur fanatischen Anhängerin einer Regierung geworden, welche ihren Gemahl zum Präfecten des Departements Haute Garonne gemacht und welcher ihr Sohn Carl zu hohem Dank verpflichtet war.

Obwohl das unerquickliche Thema schon an anderen Stellen besprochen worden ist, scheint es nothwendig, anknüpfend an die spöttischen Bemerkungen der Hulot noch Einiges hinzuzufügen. Die Abrantes erklärt wörtlich (Memoires VI. 415):

„Ich will es nicht unternehmen, die schauderhaften Gerüchte zu widerlegen, welche man über die Beziehungen Napoleons zu seinen Schwestern verbreitet hat. Es genügt, in intimen Beziehungen zu Napoleon gestanden zu haben, um seine Denkungsart zu kennen und zu wissen,

*) „Un aide de camp de Napoléon" (1800—1812) par le général de Ségur, p. 24.

was er von der Moral hielt. Mein Blut geräth in Wallungen, wenn ich ihn einer solchen Verderbtheit beschuldigen höre."

Als Murat in Italien war, gingen ihm übelgemeinte Nachrichten zu, welche ihm einreden wollten, daß seine Frau in unerlaubten Beziehungen zu Lucian stände. Obwohl es sich um eine klar auf der Hand liegende Verläumdung handelte, so blieb Murat doch nicht unberührt davon und beauftragte seinen Schwager Joseph, Erklärungen von Lucian zu fordern. Dieser vertheidigte sich voller Entrüstung und antwortete seinem Bruder Joseph:

„Mme. Murat hat nie bei mir gewohnt. Ihr Mann ist verrückt! Sie sollte ihn strafen, indem sie ihm höchstens alle Monat einmal schreibt." *)

Man liebte es damals, den General Bonaparte mit dem großen Condé zu vergleichen; darüber waren die Royalisten aufgebracht und suchten den Vergleich höhnisch auszubeuten, indem sie dem ersten Consul das nachsagten, was einst von den Prinzen Condé und Conti ihrer Schwester, der Mme. Longueville, gegenüber behauptet worden ist. Solche moralische Verirrungen schienen im Hause Condé allerdings erblich zu sein. Der Bruder der Herzogin du Maine, der Herzog von Bourbon, verrieth in seinen späteren Jahren eine sonderbare Liebe für seine zerfahrene und phantastische Schwester. Den kleinen Hof zu Sceaux bekränzten die Geschwister mit Erinnerungen

*) Th. Jung: „Lucien et ses mémoires" I. 433.

an die schönen Tage von Rambouillet und widmeten sich gegenseitig Madrigals und Sonnette: sie übertünchten mit der Poesie, was in ihren Empfindungen zu einander widernatürlich und Aergerniß erregend war.

Eines Tages richtete die Herzogin von Sceaux aus an ihren Bruder folgendes Verschen:

„Von den Sterblichen ist es als Unthat gekannt,
Wir, die Halbgötter, finden es schön und galant."

Wie stand es denn mit dem Herzog von Choiseul und seiner Schwester, der Herzogin von Grammont?

Es wäre interessant, zu ermitteln, ob Chateaubriand zu den Schmähern des ersten Consuls zählte. —

Mme. Murat, der diese widerwärtigen Zettelungen nah gingen, wollte ihnen nicht neue Nahrung geben, indem sie allzuoft in Malmaison erschien. Sie verließ nur selten Paris oder ihren Landsitz in Neuilly, sah dagegen häufig Offiziere bei sich, die ihren Gemahl dahin unterstützen sollten, sich eine Partei in der Armee zu schaffen.

Murat war ja schon sehr beliebt. „Seine offene, freundliche Art sich zu geben," sagt Thiébault in seinen Erinnerungen (III. 339), „paßte gut zu seinem chevaleresken Charakter. Durch sein stets prunkvolles Aeußere, durch seine schöne Gestalt, seine lächelnde Miene mit dem sicheren und sanften Blick wurden seine hervorragenden Eigenschaften noch erhöht — er war ein guter, ein schöner, ein tapferer Mann."

Mme. Murat wetteiferte mit dem General in liebenswürdigem Benehmen und war bei der Armee ebenso

populär wie dieser; ihre Beliebtheit war lediglich an ihre Person geknüpft und hatte Nichts mit der ihres großen Bruders zu thun — Mme. Murat mischte mit geschickter Hand die Karten zum Spiel.

Sie war, obwohl sie sich in dieser Beziehung mit ihrer Schwägerin Josephine nicht messen konnte, eine sehr elegante Dame, und man fing in Paris an, ihren feinen Geschmack in Bezug auf Toiletten zu rühmen, ihre Equipagen allen andern vorzuziehen. Auf den Bällen, die damals in Unzahl stattfanden — in einem Winter gab es in Paris mehr als 10000 — bewunderte man ihre schönen Diamanten, mehr aber noch ihr freundliches Wesen, ihr frisches Aeußere; es war um diese Zeit, als sie sich von Gérard porträtiren ließ. Nach ihrer ersten Niederkunft mußte Isabey eine Miniature von dem kleinen Achill anfertigen, die viel bewundert wurde.*)

Thiébault, der fleißigste Chronist dieser Zeitperiode, erzählt in recht pikanter Weise von einem Besuch, den er eines Tages in Neuilly bei Murat machte; es ist daraus zu ersehen, in welcher Weise Mme. Murat zu gefallen bemüht war. Thiébault hatte seinen kleinen Sohn bei sich.

„Er wurde“, so berichtet der glückliche Vater, „mit allen erdenklichen Zärtlichkeiten und allen möglichen Bonbons überschüttet. Mme. Murat gefiel sich darin, eine Menge von Fragen an ihn zu richten, auf die mein Kleiner recht gut antwortete. Mme. Murat mußte lachen, als er

---

*) Général Thiébault: „Mémoires“ III. 142.

auf ihre Frage: „Bist Du denn auch getauft worden?" erwiderte: „Nein, Madame, aber geimpft bin ich worden!" Sie erwiderte lachend: „Gut, gut! Das eine läutert die Seele, das andere den Leib!"" *)

Der Haß, der zwischen den Bonapartes und Beauharnais bestand, fand natürlich in den Verkehrsformen seinen Ausdruck. Dieselben waren kalt und gemessen, zuweilen kam es auch zu unangenehmen Reibungen, dazu gaben gewöhnlich die Kinder Carolines und Hortenses die Veranlassung.

Napoleon hatte bekanntlich eine ganz besondere Vorliebe für den kleinen Napoleon, den ältesten Sohn Hortenses; man weiß ja auch zur Genüge, auf welche häßliche Weise man diese Zuneigung erläutern will. Eines Tages ließ Napoleon im Familienkreise zu Malmaison seinen kleinen Liebling auf seinen Knieen reiten und sagte ihm scherzend: „Weißt Du wohl, kleiner Bengel, daß Du eines Tages am Ende gar ein König bist?" — „Und Achilles?" so frug Murat, der zugegen war. — „Ah, Achill," antwortete Napoleon, „Achill wird ein guter Soldat sein."

Die Antwort kränkte Mme. Murat, die ebenfalls anwesend war, auf's Tiefste. Napoleon that, als ob er es nicht bemerkte, und, um seiner Schwester zu zeigen, wie gut er in Bezug auf ihre Stimmung den Beauharnais' gegenüber Bescheid wisse, und wie sehr er überzeugt sei, daß ihr Haß vor keinem noch so gewaltthätigen Schritt

---

*) Général Thiébault: „Mémoires" III. 142.

zurückschrecken würde, sagte er, indem er weiter mit dem Kleinen zu spielen schien: „Auf alle Fälle würde ich Dir rathen, wenn Du anders am Leben bleiben willst, keine Leckereien zu Dir zu nehmen, die Dir Deine Vettern anbieten.“ *)

Wenn Napoleon Scherze machte, so waren sie ja meist etwas schwerfällig; er wollte zu verstehen geben, daß er in Bezug auf die egoistischen und herrschsüchtigen Charaktereigenschaften Carolines sehr wohl Bescheid wisse und wollte sagen, daß er Caroline für fähig halte, ein Verbrechen zu begehen, um ihren und ihrer Kinder Vortritt zu sichern. Sah er etwa in den Wolken der Zukunft Carolines Verrath von 1814 voraus? Hatte er auch hin und wieder für Carolines Kinder ein freundliches Wort, eine Zärtlichkeit, so hatte dieselbe stets etwas Brutales: übrigens war dasselbe der Fall in Bezug auf seine andern Neffen und Nichten. Er hatte die sonderbare Manie, die Kinder in die Ohren zu kneifen, oft so, daß sie zu schreien anfingen. Caroline gerieth stets außer sich, wenn sie ihren kleinen Achill solchen Zärtlichkeiten des Onkels preisgegeben sah, und mehr als einmal mußte sie zusammen mit dem Söhnchen weinen.

Eines Tages, als Napoleon dem Kleinen besonders herzhaft in die Ohren gekniffen hatte, um ihm weh zu thun, schrie Achilles wieder laut auf. Der Onkel, um ihm zu beweisen, daß das Schreien nichts nütze, kniff noch

---

*) **Mme. de Rémusat: „Mémoires“ I. 353.**

stärker; nun entschlüpfte ihm schreiend Achill, kam aber zornig mit erhobener Faust wieder auf den Onkel zu und rief: „Sie sind garstig, garstig . . böser, böser Mensch!“ Napoleon hätte wohl gut gethan, um dem Kleinen das Gegentheil zu beweisen, ihn zu liebkosen, und ihn dadurch den kleinen Schmerz vergessen zu machen, den er ihm bereitet hatte. Allein dergleichen lag nicht in seinem Charakter; die Corsen kennen zärtliche Stimmungen nicht, und obwohl Napoleon gesagt hat, „ich bin weit weniger Corse als man denkt,“ *) war er im Gegentheil vielmehr Corse, als gewöhnlich angenommen wurde, und als er es selbst glaubte. Anstatt also seinen kleinen Neffen zu beschwichtigen, gab er ihm eine derbe Ohrfeige, und heulend flüchtete sich Achill in die Arme Onkel Lucians; Caroline erschrak der Art über die Brutalität ihres Bruders, daß sie unwohl wurde. Dies kam nach Lucian, der den Vorfall erwähnt, daher, daß sie es sich nicht merken lassen wollte, wie der heftige Auftritt sie mitgenommen habe. Napoleon, mit den Achseln zuckend, erhob sich und sagte, indem er hinausging:

„Caroline war stets ein Zieraffe — das ist die Art, wie Väter und Mütter ihre Kinder verderben!“ **)

Schallend flog die Thür in's Schloß.

Zur Zeit, als das traurige Ereigniß mit dem Herzog von Enghien eintrat, beschuldigte man Murat, und zwar sehr übereilter Weise, den ersten Consul zu dem Entschluß,

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires“ I. 353.
**) Th. Jung: „Lucien et ses mémoires“ III. 119.

den er zu rasch faßte, gedrängt zu haben — auf Murat's Gewissen fällt aber auch nicht ein Tropfen vom Blute des letzten Condé. Er war damals Gouverneur von Paris und hatte die Offiziere zu bestimmen, welche die Militär-Commission bilden sollten. Er hatte sich sogar das Verdienst erworben, seinen Schwager zur Milde zu mahnen, Napoleon aber wies ihn mit harten Worten ab, und als am andern Morgen in der Frühe die beiden nach Vincennes geschickten Generalstabsoffiziere sich bei Murat einfanden, um Meldung zu erstatten, konnte weder er noch Caroline, die zugegen war, ihre Thränen zurückhalten.

„Dem gegenüber", so fügt der Biograph Murat's hinzu, „darf man nicht unerwähnt lassen, daß zwölf Jahre später, als Murat's Tod unter beinahe ähnlichen Verhältnissen erfolgte, keiner der bourbonischen Prinzen auch nur eine Thräne vergoß." *)

Der erste Consul war bekanntlich nicht damit zufrieden, zum Consul auf Lebenszeit ernannt zu sein, er wollte sich zum Kaiser ausrufen lassen — die Frucht schien reif, er schickte sich an, sie zu pflücken.

Das unerhörte Ereigniß blieb nicht ohne Einfluß auf Caroline: es stachelte ihre ehrgeizigen Gelüste, ihren nur mühsam noch versteckten Hochmuth. Ihr Gemahl wurde zum Marschall von Frankreich ernannt — aber sie? Was wurde sie? Welcher Rang war ihr in der neuen Ord-

*) Général Thoumas: „Les grands cavaliers du prémier Empire" I. 417. — Auch der Kanzler Pasquier spricht Murat von jeder Verantwortung an dem abscheulichen Ereigniß frei.

nung der Dinge zugewiesen? Sollte sie weiter nichts als die Gemahlin eines „simplen" Marschalls von Frankreich, dasselbe wie die Frau des Marschalls Lefèvre, die vordem Wäscherin und Marketenderin — dasselbe sein, wie die Marschallin Brune, die Modistin gewesen war? Das war ja geradezu erniedrigend. Sie wagte es nicht, sich ihrem Bruder gegenüber auszusprechen, sondern nahm ihre Zuflucht zu Talleyrand, zu Fouché. Sie überschüttete die Herren mit Fragen: kannten sie die geheimen Absichten des Kaisers? Konnten sie ihr Auskunft geben über Das, was der Kaiser in Bezug auf die Glieder seiner Familie zu thun beabsichtigte? Obwohl Caroline sich bereits viel Geschick angeeignet hatte, die Leute zu täuschen, so verrieth sich diesmal doch in ihren Worten, ihren Blicken eine große Unruhe, eine fiebernde Seelenstimmung.

Endlich brach der große Tag an!

Cambacérès erschien in Saint-Cloud an der Spitze des Senates, um „im Namen des Volkes" den ersten Consul zum Kaiser der Franzosen auszurufen.

Am Abend vereinte ein Galadiner die gesammte kaiserliche Familie; eine neue Etikette trat von dem Tage an in Kraft: Duroc verkündete, daß Joseph und Louis die Titel „Prinzen" und ihre Gemahlinnen die Titel „Prinzessinnen" erhalten hätten.

Die Schwestern des Kaisers waren also in diesen „Prinzessinnen-Schub" nicht eingeschlossen! Die Damen waren höchst ungehalten darüber, daß die Frauen ihrer Brüder, die doch nicht vom Blute der Bonaparte waren,

einen Titel erhielten, der ihnen versagt blieb. Sie versteckten auch ihren Unwillen ganz und gar nicht. Mme. Murat war allem Anschein nach in völliger Verzweiflung.

„Während des Diners,“ so erzählt die Rémusat, „verlor sie völlig alle Herrschaft über sich selbst, als sie hörte, wie der Kaiser zu verschiedenen Malen von der „Prinzessin Louis“ sprach; sie konnte die Thränen nicht zurückhalten und trank ein Glas Wasser um's andere, um wieder Fassung zu gewinnen und um etwas zu thun, allein die Thränen kamen immer wieder.“

So kam es, daß es bei diesem Diner sehr kalt und steif herging, und daß sich Jeder genirt fühlte. Nur der Kaiser schien ruhig, ein malitiöses Lächeln umspielte seinen Mund, und Mme. de Rémusat, die Freundin der Kaiserin und Parteigängerin der Beauharnais', die als Palastdame zugegen war, stellte launige Betrachtungen an, die sie später ihren Memoiren einverleibt hat.

„Was mich betrifft,“ sagt sie, „so war ich höchlich überrascht und zugleich unangenehm berührt, dieses hübsche, jugendliche Gesicht von inneren Erregungen ganz entstellt zu sehen. Mme. Murat war damals zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, ihr Gesicht rosig frisch, die schönen blonden Haare mit ihrer Blumenkrone, das rosafarbene Kleid — Alles machte sie jünger noch, als sie war, ja sie sah wie ein Mädchen aus; um so unangenehmer wirkte der Ausdruck ihrer Züge, der Empfindungen verrieth, wie sie einem anderen Lebensalter angehören. Mitleid mit ihren Thränen konnte wohl Niemand haben, ich glaube im

Gegentheil, Jeder fühlte sich abgestoßen und auf's Unangenehmste berührt." *)

Derselben Quelle entnehmen wir die Mittheilung, daß der Kaiser voller Schadenfreude sich über die üble Laune Carolines lustig gemacht habe. Man darf wohl annehmen, daß er trotzdem in dem Augenblicke den Entschluß faßte, seinen Schwestern ebenfalls den Titel als Prinzessinnen zutheil werden zu lassen. Die Rémusat aber fügt noch hinzu, daß am Tage nach diesem Familiendiner Madame Murat mit dem Kaiser einen sehr heftigen Auftritt hatte; man habe im Nebensaale Einiges davon gehört.

„Mme. Murat brach in Klagen und Vorwürfen aus; sie frug, weshalb sie, seine Schwestern, denn verurtheilt sein sollten, in Dunkelheit und Geringschätzung zu leben, während man die Fremden mit Ehren und Würden überhäufe." **)

Der Kaiser sah es nicht gern, wenn man seine Handlungsweise einer Kritik unterzog, liebte es auch nicht, wenn man ihm Winke gab. Er antwortete seiner Schwester sehr lebhaft und mit ärgerlicher Stimme. Schließlich aber, da er die Forderung seiner Schwestern für gerechtfertigt hielt und den Gliedern seiner Familie bekanntlich nie eine Bitte abschlagen konnte, bewilligte er das, was Caroline, ganz bewältigt von Bitterniß, von ihm verlangt hatte. Ein Erlaß im „Moniteur" kündete Frankreich an, daß der

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires" I. 396.
**) Ebenda I. 397.

Titel „kaiserliche Hoheit“ den Schwestern des Kaisers ebenso zustehen solle, wie den Frauen seiner Brüder.

Mme. de Rémusat theilt auch mit, was sie von Josephine, die sich natürlich ein wenig über den Kummer gefreut hatte, der ihrer Feindin bereitet worden war, gehört hat.

„Mme. Murat“, so sagte ihr die Kaiserin, „war ganz außer sich in dem Uebermaß ihrer Verzweiflung; erschreckt von der Bitterkeit der Worte, die sie anhören mußte, fiel sie ohnmächtig zu Boden.“

Man darf wohl hier daran erinnern, daß Josephine, die vielfach für gut ausgegeben wird, gern Geschichten erfand, um Denen zu schaden, die sie nicht leiden konnte.

Als Caroline zur kaiserlichen Prinzessin avancirt war, schien zunächst ihr Ehrgeiz vollkommen befriedigt; allein nun tauchten auch bald die leidigen Etikettefragen auf und veranlaßten von Neuem Mißstimmungen und Zänkereien. Man hatte alle Bücher, welche seit Ludwig XIV über das wichtige Thema geschrieben waren, durchaus studirt „mit heißem Bemühen“: die alte Hierarchie, von der man hätte glauben sollen, sie habe sich längst überlebt und wäre mit dem ancien régime verschwunden, wurde am kaiserlichen Hofe — „neu aufgefixt“ möchte man sagen — wieder eingeführt. So mußten z. B., ehe das Cabinet des Kaisers zu erreichen war, verschiedene Salons passirt werden; der letzte, der „Saal der Prinzen“, war sozusagen die Antichambre. Zutritt zu demselben hatten nur die Prinzen kaiserlichen Geblütes. Da der Marschall Murat,

der Held von Abukir und so vieler anderer Schlachten, nur der Gemahl einer Prinzessin war, so wurde ihm eines Tages durch den diensthabenden Kammerherrn der Zutritt in den „Saal der Prinzen“ versagt. Dieser Kammerherr war Herr de Rémusat, Gemahl der Palastdame der Kaiserin; er that ja nur, was ihm das Reglement vorschrieb, und für dieses war er offenbar nicht verantwortlich. Er hatte sich auch Murat gegenüber in den allerhöflichsten Formen bewegt; dieser aber fühlte sich trotzdem in hohem Grade verletzt, noch dazu, da der kleine Vorfall Zeugen gehabt hatte. Da Murat außerdem wohl wußte, daß die Rémusats die Verbündeten der Beauharnais' waren, kam es zu einem sehr unangenehmen Wortwechsel. Aehnliche Erfahrungen machte Mme. Murat, der die sehr strengen Etikette-Vorschriften ebenfalls manche bittere Kränkung eintrugen. Von da an datirt eigentlich Caroline's durch nichts mehr zu bändigendes Bestreben, sich selber und ihren Mann, gleichviel durch welche Mittel, dem Bereiche solcher Schranken zu entrücken und eine Höhe zu erreichen, auf der ihr Niemand mit einem „Du sollst“ oder „Du mußt“ zu nahe kommen könnte.

Wer hätte glauben können, daß unter den Rosen dieser Wangen, der Grazie dieser geschmeidigen Gestalt anstatt der Träume von Frieden und Glück ein leidenschaftliches Gelüste nach Scepter und Krone lauerte.

Murat und Frau waren übrigens nicht die Einzigen, die sich von den Satzungen der Etikette beleidigt fühlten, in der buntschillernden Wolke, die sich um den jungen

Kaiserthron lagerte, gab es genug Gewitterstoff. Madame Maret unter Anderen, deren Gemahl ja zu den ersten unter des Kaisers Dienern zählte, und dessen unterwürfige Ergebenheit ihm bald den Herzogstitel eintragen sollte, grämte sich nicht wenig darüber, daß die Damen der Kaiserin den Vortritt vor ihr haben sollten. Nichts aber verbündet die Leute so leicht und schnell mit einander, als eine ihnen gemeinsam widerfahrene Kränkung, als eine Mißstimmung, die demselben Umstande entspringt. Madame Maret suchte also eine Annäherung an Caroline — so kam Eine nach der Andern, Einer folgte dem Andern, und bald sah sich Caroline Murat an der Spitze einer „Partei der Unzufriedenen".

Noch hatten ihre Pläne keinen bestimmten Contur, sie waren unstät und verschwommen, allein sie fühlte instinctiv, daß sie nunmehr auf der Bahn ihres Ehrgeizes um ein gutes Stück weitergekommen sei: sie hatte von einem provisorischen Thron Besitz ergriffen, von dem aus sie die Unzufriedenen regierte. Unter Beihülfe eines anmuthigen Wesens, mit Hülfe von Heuchelei und Ränken fühlte sie sich stark und fähig, eine Rolle zu spielen: wie geschickt verstand sie es, die verletzten Eitelkeiten einzusammeln und sich ein Capital daraus zu bilden; welch' süße Schauer überrieselten sie, wenn sie daran dachte, es könne der Tag kommen, an welchem sie der Etiketten- und Kaiserallmacht ein Paroli bieten würde.

Das Kaiserreich bestand erst kurze Zeit, als Josephine, verbündet mit Mme. de Montesson und Mme. de Rémusat,

beim Kaiser die Begnadigung Julius und Armand de Polignac's und einiger anderer in die Verschwörung Cadoudal's Verwickelter durchsetzte. Diese gütige Vermittelung wurde dem Publikum gegenüber von den Dienern des Kaisers, von den Beauharnais und ihrem Anhange gewaltig aufgebauscht, und die Folge war, daß die Kaiserin nicht allein in Paris, sondern in ganz Frankreich überaus beliebt wurde: man sprach von Nichts als von der Herzensgüte und Mildthätigkeit der erhabenen Gebieterin Frankreichs. Diese Lobpreisungen waren den kaiserlichen Schwestern schrecklich und ihre Eifersucht regte sich wilder denn je. Auch sie wollten populär werden: sie liebten die Macht aber leider nicht um des Guten willen, das diese zu thun in der Lage ist: sie strebten nicht nach Macht um des Vergnügens willen, das dieselbe im Lindern fremden Leides bietet, nein, sie wollten nur beliebt werden, um die Beliebtheit der Kaiserin zu verringern, der Kaiserin möglichst viel davon zu entreißen.

Prinzessin Caroline, treu ihrem System, nur Das zu thun, was ihr nutzen konnte, bemühte sich also, die Begnadigung Desjenigen unter den Verurtheilten zu erwirken, der den höchsten gesellschaftlichen Rang unter ihnen einnahm, nämlich des Marquis de Rivière. Es gelang ihr: es gelang ihr, wenn auch nicht den Dank des Faubourg St. Germain zu ernten, doch die Neutralität desselben, mit andern Worten, eine Art von bewaffnetem Frieden mit dem aristokratischen Stadtviertel zu schließen.

Es ist vielfach behauptet worden, daß Josephine durch

ihre Zugehörigkeit zur Aristokratie die versöhnende Politik Napoleons wesentlich unterstützt habe und die Veranlassung geworden sei, daß sich das Faubourg St. Germain dem neuen Throne genähert habe: Napoleon selber hatte diese Anschauung, allein es war eine Täuschung, welche Josephine, die stets in der Furcht der Scheidung lebte, ihm zu nehmen sich nicht veranlaßt sah. Der Graf Ludwig de Narbonne war es, der Napoleon einst aufmerksam machte und ihm sagte, die „Versöhnten" hätten Nichts wie selbstsüchtige Motive, wenigstens zum größten Theil, sie würden aufhören, die „Versöhnten" zu sein, sowie das Kaiserreich in Schwierigkeiten geriethe, und sich alsdann als unversöhnte Bourbonisten demaskiren.

Es ist merkwürdig, aber unumstößlich wahr, daß Caroline Murat sich im Faubourg St. Germain Freunde erwarb, deren Ergebenheit jede Prüfung bestand — sie aber war wohl die Letzte, die diese Treue verdient hätte!

Eine dieser Freundschaften, welche mit kleinen Unterbrechungen vorhielt, hatte zwar nicht ihren Sitz im Faubourg St. Germain, war aber doch von großer Wichtigkeit: es war die zwischen Caroline und Mme. Récamier. Mme. Récamier bedeutete damals viel. Sie versammelte in ihrem Salon Alles, was in der Litteratur und den Künsten einen Namen hatte, was es nur an Größen in der Finanzwelt, in der Politik gab: man war sozusagen Niemand, weder in Frankreich noch im Auslande, wenn man nicht bei Mme. Récamier vorgestellt und von dieser seltsamen Hohenpriesterin gesalbt und geweiht war.

Mme. Récamier's Schönheit, die Zauber ihrer gesellschaftlichen Formen sind noch heute gekannt und gefeiert, sodaß es überflüssig wäre, sie zu schildern. Ihr Herz, ihre Tugenden werden ebenfalls noch heute, allerdings wohl mit weniger Recht, gepriesen.

Mme. Récamier ist, gleichsam auf Grund eines stillschweigenden Uebereinkommens, bei Mit- und Nachwelt gar zu sehr gerühmt worden; sie war im großen Ganzen doch nur eine feine Kokette, die von Grundsätzen wenig eingeengt, und deren Patriotismus ebensowenig unanfechtbar war, wie ihre Tugend. Was ihre politische Richtung betrifft, so ist nachgewiesen, daß sie bis zu Anfang des Kaiserreiches gar keine hatte. Sie war die Freundin der Mme. Moreau, der Mme. de Staël, der Mme. de Bernadotte, und deshalb gewissermaßen von oppositioneller Färbung. als aber Napoleon später auf Bitten Bernadottes ihren Vater aus dem Gefängniß entließ, hätte man glauben sollen, sie würde zur Partei der neuen Regierung und Dem, der dieselbe begründet, übertreten: Fouché wenigstens war der Meinung und kam auf den sonderbaren Gedanken, aus Mme. Récamier ein seinen Plänen dienliches Werkzeug zu machen. Ihm war es ja zur Genüge bekannt, daß die Dame in der Welt der Salons eine gewisse Macht repräsentirte, er wollte sie dahin bringen, mit fliegenden Fahnen, mit Sack und Pack, das heißt mit ihrer ganzen Gesellschaft von Freunden und Bewunderern in das kaiserliche Lager einzurücken. Das hätte allerdings eine ergiebige Rekrutirung für das Kaiserreich abgegeben —

und dann hätte sich der schlaue Polizeiminister ja auch den Einfluß, der ihm hin und wieder zu entschlüpfen drohte, gesichert.

Fouché machte also eines Tages einen Besuch bei Mme. Récamier, die auf ihrer schönen Besitzung von Clichy weilte, und schlug ihr kurz und bündig vor, er wolle ihr einen Posten im Hofhalt der Kaiserin besorgen; Fouché redete der Récamier auch vor, daß es sich neben einer so glänzenden Stellung auch um eine hochpatriotische Mission handeln würde, die, wie er sagte, eines edlen Herzens, wie des ihrigen, wohl würdig wäre, nämlich die: den Kaiser durch den bewunderungswürdigen Takt, der ihr in so hohem Grade eigen wäre, ein wenig zu leiten, zu bestimmen.

„Vergegenwärtigen Sie sich, Madame, wie sehr der Kaiser in seiner hohen Stellung einer führenden Hand, einer Freundin bedarf. Wo soll er sie finden? Es ist in seiner Umgebung auch nicht eine einzige Frau, die auf der Höhe einer solchen Aufgabe stünde.“

Als er bemerkte, daß seine Worte nicht ganz ohne Eindruck blieben und sein Arcanum zu wirken begann, fuhr er schnell fort:

„Ueberzeugen Sie sich, Madame, daß das, was ich sagte, keine Verletzung für Sie ist, ich weiß ja, zu wem ich zu sprechen das Vergnügen habe. Niemand in der Welt hat einen so unantastbaren, so makellosen Ruf wie Sie. Ich, als ein Freund des Kaisers, möchte Sie in den Tuilerien sehen, und zwar zum Wohl unseres Landes

Ach! wenn Sie wüßten, was Sie Gutes thun könnten . . Ich wiederhole es, Madame, der Kaiser bedarf einer Freundin, einer Freundin wohlverstanden, keiner Maitresse."

Mme. Récamier war wohl erstaunt, fühlte sich jedoch keineswegs verletzt. Im Gegentheil, diese Idee Fouché's, zu ihr zu kommen, gerade sie auszusuchen, um sie zur Freundin, gewissermaßen zur Kaiserin des Kaisers zu machen, gefiel ihr und schmeichelte ihr, sie erwiderte:

„Aber der ganze Hofhalt der Kaiserin ist ernannt; ich möchte doch um keinen Preis der Welt, daß Mme. de La Rochefoucauld um meinetwillen ihren Platz als Ehrendame verlöre."

„Habe ich gesagt, daß man ihr denselben nehmen wolle? Dann haben meine Worte meine Gedanken nicht richtig getroffen. Nein! es würde im Gegentheil besser sein, dieser Dame ihre Stellung zu belassen. Sie würden als eine Freundin der Kaiserin da sein . . Ganz Frankreich würde den wohlthuenden Einfluß auf den außerordentlichen Menschen, welcher sein Geschicke leitet, in der Ueberlegenheit einer Frau verspüren, welche die Neuordnung der Gesellschaft vertritt, und quasi deren Wesen und Macht verkörpert, welche zugleich dem Capital und der Arbeit, der Intelligenz und dem Wissen, vor dem Adel, der im ganzen Lande verhaßt ist, und nichts auf seiner Seite hat, als althergebrachte Anmaßung, Geltung zu verschaffen wüßte. Welch' ein Triumph für Sie, Madame, so gut wie für unsere ganze Gesellschaft! Ueberlegen Sie wohl, was ich Ihnen sagte, und erinnern Sie sich auch

daß ich an ihr Herz, Ihre Güte, Ihren Patriotismus appellirte.“

Es waren einige Tage verflossen und Mme. Récamier hatte den sonderbaren Vorschlag des Polizeichefs hin und her überdacht, hatte sich jedoch noch nicht entschieden, als sie von Mme. Murat eine Einladung zum Frühstück nach Neuilly erhielt. Sie entsprach derselben und fand zu ihrem nicht geringen Erstaunen Fouché dort. Mme. Murat war die Liebenswürdigkeit selbst, wie es ihr nicht schwer wurde, wenn sie ein bestimmtes Ziel im Auge hatte. Nach eingenommenem Mahl verfügte man sich in den Garten: Mme. Murat schlug vor, nach der Insel hinüberzufahren, um dort unter dem frischen Grün der schönen Bäume sich des Doppelgenusses der Abgeschiedenheit und der Freundschaft erfreuen zu können. Auf die letztere kam sie dann des Längeren zu sprechen, und ohne gerade auf Cicero's Abhandlung über das Thema zurückzugreifen und von der seltsamen Neigung schwächlicher Charaktere zu sprechen, die Anderen, von denen sie stets hintergangen werden, Nichts geheim halten können, sagte die verschlagene Caroline, daß die wahre Freundschaft, die das Herz am höchsten beglückende, doch die zwischen Mann und Frau wäre, weil sie jenen höher hebe und der Frau gestatte, ihrer moralisirenden Mission dem Manne gegenüber zu entsprechen.

Diese Empfindungen aber, so fügte die Sprecherin geschickt hinzu, könnten nur bestehen zwischen einem bedeutenden, einem mit Genie begabten Manne und einer Frau, die mit den höchsten Gaben des Herzens und Geistes den

seltenen Vorzug verbinde, auch fleckenlos und tugendhaft zu sein.

„Sehen Sie,“ fügte sie nach kurzer Kunstpause hinzu, „giebt es auf der Welt einen Menschen, der so sehr die Fähigkeit besäße, dieses Glück zu verstehen, seinen hohen Werth zu schätzen als der Kaiser? Josephine . . . mon dieu, sie zählt nicht . . . Josephine ist ja nur ein Irrthum seiner Jugend. Mit ihr giebt es keine Unterhaltung, sie versteht von Nichts etwas. Nein! Was dem Kaiser noth thut, das ist eine Freundin . . . eine wahre Freundin — er hat keine. Unter den Damen, die zum Hofe gehören, sehe ich keine und im Publikum würde man in dem Falle von einer Maitresse reden — das ginge also nicht.“

Hier mischte sich Fouché in das Gespräch, indem er durchaus billigte, was Mme. Murat eben gesagt hatte, nur kurz hinzuzufügen wünschte — Mme. Récamier schien in tiefes Sinnen verloren — wie sehr er sich freue, daß solche Gedanken auch bei einer Schwester des Kaisers Eingang gefunden hätten, denn es gehe daraus hervor, wie richtig dieselben seien. Er bedauere nur, daß er bei einer ersten Unterhaltung mit Mme. Récamier, in welcher er dieselbe habe bestimmen wollen, eine Stellung als Palastdame in den Tuilerien anzunehmen, nicht glücklicher gewesen sei.

„Aber,“ so begann nun wieder die Murat, „wenn unsere liebenswürdige Freundin sich dahin entscheiden würde, den Titel einer Palastdame anzunehmen, so würde ich sehr wünschen, daß sie Palastdame bei mir würde und

daß sie mir ihre Freundschaft nd ihre Fingerzeige zu theil werden ließe, denn auch ich bedarf derselben. Ich hoffe allen ihren Einwendungen zu begegnen, wenn ich ihr bemerke, daß der Kaiser den Hofhalt der Prinzessinnen auf denselben Fuß gestellt hat, wie den der Kaiserin."

Wenn man, statt der Stellung einer Palastdame, die einer Ehrendame, wie sie Mme. de La Rochefoucauld inne hatte, der Récamier bestimmt angeboten hätte, vielleicht würde sie angenommen haben: Eitelkeit beeinflußte diese berühmte Dame, deren wahrhaftige Geschichte noch zu schreiben ist, weit mehr, als man es geglaubt hat. Die einfache Stellung einer Palastdame gab ihr zu denken. Während sie noch mit dem Nachdenken beschäftigt war, eröffnete die Murat neue Parallelen der Belagerung und bemerkte, daß, abgesehen von dem persönlichen Vergnügen, welches Mme. Récamier ihr machen würde, wenn sie zusagte, diese Abmachung zugleich den Vortheil haben würde, Eifersüchteleien seitens Josephines aus dem Wege zu gehen.

Josephine könnte es ja, ohne sich schmerzlich erregt zu fühlen, nicht mit ansehen, wenn auf ihren Gesellschaften der Kaiser nur einen Augenblick mit einer hübschen Frau spräche. Was würde sie sagen, wenn man ihr als Palastdame eine Mme. Récamier nennen würde, welche durch ihre Schönheit, ihre Jugend, ihr wunderbares Unterhaltungstalent, ihr ganzes Wesen, ihr so viele Veranlassung zur Eifersucht bieten würde.

Dann ging die Unterhaltung auf das Theater über: Mme. Murat sagte, daß sie häufig schon Mme. Récamier

im Theater bemerkt habe und frug, welchem der Pariser Theater dieselbe den Vorzug gäbe; Mme. Récamier sagte: dem Theatre Français, besonders wenn Talma aufträte.

„Da würden Sie mir ja ein großes Vergnügen machen," rief Caroline, „wenn Sie meine Loge annehmen wollten, es ist eine Parquetloge, und Sie sind nicht gezwungen, in großer Toilette zu erscheinen. Versprechen Sie mir, davon Gebrauch zu machen?"

Mme. Récamier konnte das Anerbieten nicht gut ablehnen und erhielt auch des andern Tages nachstehendes Billet:

„Neuilly, den 22. Vendémiaire. Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin Caroline, benachrichtigt die Verwaltung des Theatre Français, daß von heute an, bis auf anderweitigen Befehl, ihre Loge der Mme. Récamier und denen geöffnet sein soll, welche sich mit derselben einfinden; diejenigen Personen des Hofes ihrer kaiserlichen Hoheit, welche nicht von Mme. Récamier aufgefordert sind, haben von jetzt an kein Recht des Zutritts mehr.

Der Secretär
des commandements de la princesse Caroline*)
Ch. de Longchamps."

Man muß wissen, daß Carolines Loge gerade der Loge des Kaisers gegenüberlag.

„Zweimal benutzte meine Tante," so erzählt Mme. Ch. Lenormant, Nichte der Mme. Récamier, „die Loge. Sei es nun zufällig oder absichtlich, beide Mal war der

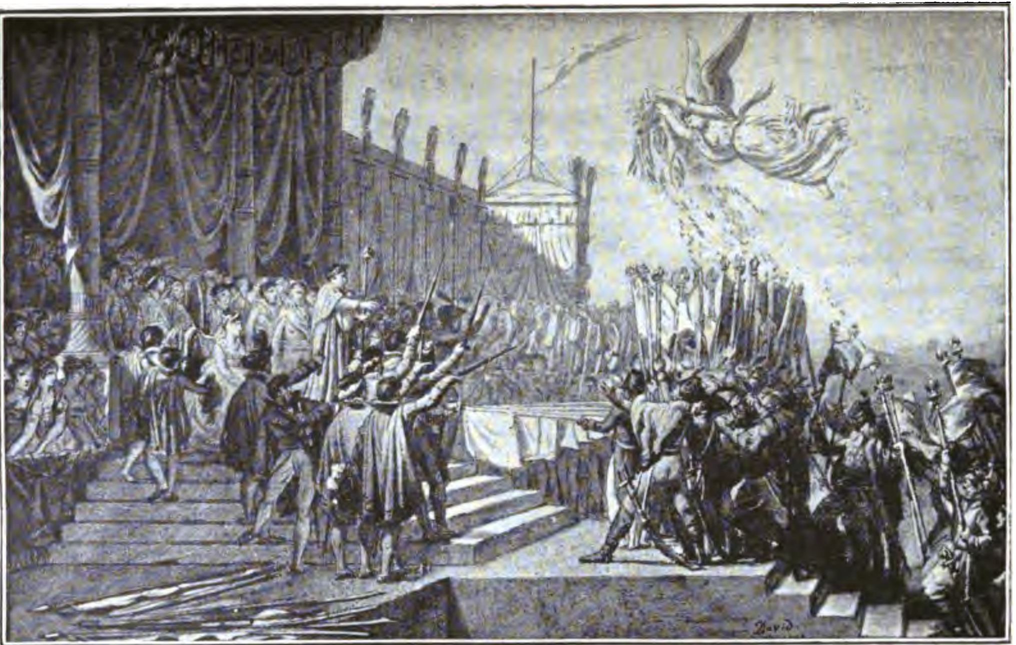
*) Hinter diesem tönenden Titel steckte ein einfacher Privatsecretär.

Kaiser auch zugegen und hatte während der ganzen Vorstellung sein Opernglas fast fortwährend auf die Loge gegenüber gerichtet. Der Aufmerksamkeit der Hofschranzen, die ja auf jede Bewegung ihrer Herren und Meister Acht zu geben pflegen, war dies nicht entgangen und sie verbreiteten das Gerücht, daß Mme. Récamier sich demnächst einer großen Gunst und Auszeichnung erfreuen werde, in der Stadt."

Wir möchten es doch nicht in Zweifel ziehen, daß die Tante sich geschmeichelt fühlte durch die Auszeichnung des Kaisers; wenn sie trotzdem demselben nicht entgegenkam, so lag das nur daran, daß sie von ihren Freunden bei der Opposition zurückgehalten wurde. Was Fouché betrifft, der da meinte, es wäre Alles im besten Gange, so wurde er unangenehm enttäuscht, denn die Récamier fühlte dem Kaiser gegenüber keine so große Versuchung als einige Zeit später einem Feinde des Landes, dem jungen Prinzen August von Preußen gegenüber — sie lehnte die Stellung einer Palastdame kurzer Hand ab, allein der Prinzessin Caroline bewahrte sie stets eine „dankbare" Freundschaft.

Mme. Récamier gehörte von da an unwiderruflich der Opposition an; als sie nach Lyon verbannt wurde, geschah es wohl mehr in Folge einer rachsüchtigen Stimmung Fouché's, als des Kaisers.

Hier ist es am Platz, auf die Gefälligkeiten, oder präciser gesagt, auf die Gelegenheitsmacherei der Murats, betreffs der außerehelichen Vergnügungen Napoleons aufmerksam zu machen: hinter diesem wenig ehrenvollen Ge-



Die Austheilung der Adler.

(Nach einem nicht vollendeten Gemälde von David (Museum des Louvre). (Siehe Seite 61.)

bahren ist der Weg versteckt, auf welchem besonders Caroline ein großes Ziel zu erreichen suchte. Die erste Etappe auf diesem Wege zur Höhe war die Beseitigung Josephines und zwar dadurch, daß man den Kaiser zu einer Scheidung veranlaßte. Caroline dachte sich, daß eine Liebschaft des Kaisers ihn am leichtesten dahin bringen würde; jedenfalls wollte sie sich den Dank desselben verdienen — das eigene Beste erstens und der Schaden eines Anderen zweitens — ein abscheulicher Grundsatz!

Eines schönen Tages, es war im Lager zu Boulogne, beklagte sich scherzend der Kaiser Murat gegenüber, daß es ihm doch auf die Dauer langweilig würde, immer nur mit alten Schnauzbärten zu thun zu haben; Murat ergriff sofort die Gelegenheit, um Sr. Majestät von einer hübschen, geistreichen, jungen Italienerin zu sprechen, die aus Verlangen, den größten Mann der Neuzeit kennen zu lernen, beinah verginge; Napoleon erklärte sich sofort bereit, die schöne Italienerin zu empfangen und Murat übernahm es, sie ihm zuzuführen.

In demselben Jahre — es war 1805 — ereignete sich etwas ganz Aehnliches. Diesmal spielte die Geschichte sogar im Hause Murat's. Es gab da eine Vorleserin mit Namen Eleonore Dénouelle de la Plaigne,*) eine tannenschlanke, graciöse, junge Dame mit prachtvollen, lebhaften Augen und einem Wesen reich an Coketterie;

*) Näheres findet man in dem kürzlich erschienenen Buch „Napoleon und die Frauen“ nach Masson. Pag. 140. Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig 1896. (5. Auflage.)

sie war höchstens 17 Jahr — dem Kaiser stach sie sogleich in die Augen — Mme. Murat übernahm den Rest. Als Eleonore den Mutterfreuden entgegensah, miethete der Kaiser ein kleines Haus für sie in der Rue de la Victoire; dort genas sie eines Knaben. —

Wir müssen einige Schritte rückwärts thun, um Caroline Murat in der ersten Zeit nach Einsetzung des Kaiserreiches in ihrem Thun und Treiben näher zu beobachten. Sie und ihre Schwestern hatten allzudeutlich gelegentlich jenes großen Familiendiners, von welchem die Rede war, ihre gekränkte Eitelkeit kund gethan; als der Kaiser sie durch Verleihung des Prinzessinnentitels wieder besänftigt hatte, verhielten sie sich auch eine Zeit lang ganz still. Da aber kamen mit dem großen Ereigniß der Salbung neue Beunruhigungen über sie, und in ihren Herzen begann das alte Wühlen der Leidenschaften: Eifersucht und Haß.

„Unsere Prinzessinnen," bemerkt die Rémusat, „beschäftigten sich damals eifrigst mit der Frage, ob Josephine denn auch gesalbt und gekrönt werden solle; geschehe es, so müßte sich ja zwischen ihnen und ihrer Schwägerin ein gewaltiger Abstand und in Bezug auf die ersehnte Scheidung der kaiserlichen Ehe ein sehr großes Hinderniß einstellen." (Mémoires II. 57.)

Caroline ließ also, besonders von Elisa unterstützt, ihre Mienen spielen, um vorher den Bruch herbeizuführen. Als aber Alles mißlang, wollte sie in Gemeinschaft mit

Elisa und Paulette wenigstens an dem feierlichen Tage selbst der Verhaßten einen Streich spielen.*)

Der große, denkwürdige, schon zweimal verlegte Tag war endlich da!

Zwei Monat vorher und zwei nachher war von Nichts anderem die Rede, als von Salbung und Krönung**) und die Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie traten störender nie hervor, als gerade jetzt; zu verschiedenen Malen war Napoleon genöthigt, sich in die oft kleinlichen Händel zu mischen, deren eigentliche Seele stets Caroline Murat war.

Der zugleich neu entstandenen Majestät der Etikette wollte sie sich nur in so weit fügen, als dieselbe zur Auszeichnung ihrer eigenen Person beitrug; gegen die Vorschriften, welche sie ihr in Bezug auf die Kaiserin auferlegte, wurde sie rebellisch und oft genug flog aus dem Cabinet des Kaisers ein scharfer Verweis nach dem Palais Murat — früher Hotel Thélusson.

Eine Gelegenheit, sich zu rächen, bei der übrigens die Bosheit keine große Rolle spielte, bot sich gelegentlich der Vertheilung der Feldzeichen. — (Siehe Bild Seite 57.) Das Wetter war sehr ungünstig, Regenschauer auf Regenschauer sandte der Himmel herab und das Zelt, in dem die kaiserlichen Damen der Feier beiwohnten, schützte nicht

*) Es handelt sich um das Tragen von Josephines Schleppe bei der Kirchenfeier. Man sehe: „Die Kaiserin Josephine" nach Joseph Turquan. Seite 50. Leipzig 1896. Verlag von Schmidt & Günther.

**) Man sehe ebenda Seite 40 ꝛc.

gehörig gegen die Fluth der Wolken. Josephine und einige andere Damen ergriffen daher bald die Flucht und jagten in ihren Equipagen nach den schützenden Dächern ihrer Palais — Caroline blieb!*)

Man pries sie deshalb, besonders die Armee fand sich geehrt und ihr Name ging von Mund zu Munde.

Sie gewöhne sich, so sagte sie scherzend, an den unvermeidlichen Zwang, den ein Thron mit sich bringe. Machte sie damit Anspielungen auf das, was sie erwartete und was sie von ihrem Bruder zu fordern einst keinen Anstand mehr nehmen würde?

Gewiß! Sie hatte eine Ahnung — oder soll man sagen Verständniß — von der gewaltigen Ausdehnung, die die Macht des Kaiserthums nehmen sollte und von der dabei in Rede kommenden Familienpolitik Napoleons: Fürsten, Vasallen, eine Umgebung von Königen — wo konnte er sie besser hernehmen, um seine politische Allmacht zu begründen, als aus der eigenen Familie?

*) „Die Kaiserin Josephine" nach Joseph Turquan. Seite 59. Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig 1896.

Zweites Capitel.

Der Kaiser ist verliebt; Murat und Frau sind ihm behülflich. — Luxus der Mme. Murat. — Der ungeduldige Ehrgeiz der Murats. — Das Großherzogthum Berg. — Mme. Murat in München. — Beleidigte Eitelkeit gelegentlich der Hochzeit Eugens. — Die Großherzogin von Berg unterstützt die ehrgeizigen Unternehmungen ihres Gemahls. — Festlichkeiten. — Porträt der Großherzogin von Berg. — Die Königin aller Feste. — Der Hofhalt der Großherzogin. — Verheirathung der Prinzessin Stephanie de Beauharnais; die abermals verletzte Eitelkeit. — Ränkespiel der Großherzogin während Napoleon in Polen weilt. — Liebelei zwischen Caroline und Junot; was hinter derselben steckt. — Die Kaiserin Josephine hat denselben Gedanken wie ihre Schwägerin. — Die Denunziation. — Mißstimmung des Kaisers und Verzeihung. — Verderbliche Folgen, die die ehrgeizigen Anschläge Carolines für Frankreich haben mußten. — Die Comödie in Malmaison am Namenstage der Kaiserin: Junot und seine Maitresse. — Caroline geht beim Tode von Louis und Hortenses Sohn nach Holland. — Unüberlegtes Benehmen und schlechte Redensarten. — Reise des Hofes nach Fontainebleau, die Zettelungen der Großherzogin. — Der Winter von 1808 in Paris. — Die Feten im Elysee; sonderbare Zwischenfälle.

Das Leben am Kaiserhofe ging inzwischen in hohen Wogen. Allabendlich wurde in einzelnen Sälen der Tuilerien Hazard gespielt, allerdings ohne leidenschaftliche Betheiligung: man hatte es eingeführt, weil es am früheren

Hofe Gebrauch gewesen war; die Kaiserin war vielleicht die Einzige, die gern spielte; ihr und den Prinzessinnen war dazu der als „Cabinet des Kaisers“ bezeichnete Salon angewiesen, der sich an die Dianagallerie anschloß. Die Prinzessinnen ließen durch ihre Kammerherren zum Spiel einladen. Diese Spielparthien boten Caroline Murat die willkommene Gelegenheit, mit Denen zu plaudern, welche sie für sich gewinnen wollte. Ein oder zweimal wöchentlich traf man auch auf den „kleinen Soiréen“ der Kaiserin zusammen: Toilettenkünste und das „grand, noble jeu“ der Kabalen waren hier die Hauptsache.

Auf diesen Soiréen bei Josephine wurden auch die meisten der zarten Verhältnisse angeknüpft, in die der Kaiser damals verwickelt war, und von denen Friedrich Masson in seinem Werk „Napoléon et les femmes“*) so viel Interessantes mitzutheilen weiß. Besonders thätig in diesem Spiel der Liebe war wiederum Caroline Murat. Vor ihrem entfesselten Ehrgeiz floh alle Moral: unterstützte sie den kaiserlichen Bruder in seiner Politik, so wollte sie sich seine Dankbarkeit noch besonders sichern, um an einem gewissen Tage, der ihr dunkel vorschwebte, die Quittung zu überreichen. Eine praktischere Frau als Frau Murat hat es kaum je gegeben, und keine, die mit so dreister Stirn sich über alle Scham hinweggesetzt hätte, um ihr Ziel zu erreichen.

*) In deutscher Uebertragung kürzlich erschienen bei Schmidt und Günther Leipzig. 1896. (5. Auflage.)

Einstweilen wünschte sie, der Kaiser möchte ihrem Gemahl eine Stellung über den anderen Marschällen anweisen; sie fühlte sich in ihrer Eitelkeit gekränkt, daß sie, eine kaiserliche Prinzessin, mit den Frauen dieser Herren den gleichen Rang theilen sollte.

Sie hatte bemerkt, daß der Kaiser Einer der Palastdamen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete, dieselbe war jung, sehr hübsch und an einen alten Herrn, den Staatsrath Duchâtel, verheirathet; Caroline machte sich sogleich daran, dieser Dame alle möglichen Artigkeiten zu erweisen, um ihre Freundschaft zu gewinnen. Murat, ein eifriger Beistand seiner Frau auf ihren Schleichwegen, gab sich, um die Aufmerksamkeiten des Hofes irrezuleiten, den Anschein, als sei er es, der der Mme. Duchâtel den Hof mache. Zunächst kümmerte sich Josephine nicht um die cirkulirenden Gerüchte, dieselben erschienen ihr zu albern, denn sie sagte sich: wie es denn möglich sein könnte, daß Caroline ihrem Gemahl die Einwilligung geben würde, einer Anderen den Hof zu machen, oder daß der Haß Carolines gegen die Beauharnais soweit ginge, daß sie, um dem Prinzen Eugen die Geliebte — Eugen war ja stark verliebt in die Duchâtel — abzujagen, dieselbe ihrem Manne in die Arme werfen würde — hinter diesem Gaukelspiel, so sagte sich aber schließlich Josephine, müsse doch ein Geheimniß von tiefem Ernst stecken. Sie begegnete bei der Rémusat demselben Gedanken und mit ihr wurde sie dahin einig, daß Murat sich nur den Anschein gäbe, der Duchâtel zu huldigen, um etwaigen Verdacht abzulenken.

Seine wirkliche Rolle beschränkte sich in der That darauf, der schönen Dame die mündlichen oder schriftlichen Botschaften seines Kaisers zu überbringen. Caroline war so gefällig, das „Palais Murat" den heimlichen Zusammenkünften ihres Bruders mit der neuen Freundin zur Verfügung zu stellen — dasselbe that ja bekanntlich Paulette, so wie sie beim Kaiser das Auftauchen einer wilden Liebe gewahr wurde — die Schwestern waren doch wirklich sehr zuvorkommend! Man pflegte damals die Damen vom Ehrendienst der Kaiserin und der kaiserlichen Prinzessinnen unter dem Namen „der kaiserliche Harem" zusammenzufassen.

Auf den Soiréen bei der Kaiserin setzte sich, wie Mme. de Rémusat mittheilt, Napoleon gern an einen besondern Tisch und ließ die Prinzessin Caroline, die Duchâtel*) und Mme. de Rémusat zu einem Spiel einladen: „Er hatte kaum die Karten in der Hand, als er auch ein sentimentales Gespräch begann; er behandelt, wie dies seine Art war, solche Stoffe mit mehr Geist als Vernunft; zuweilen waren seine Bemerkungen geradezu geschmacklos, aber mit viel Feuer vorgetragen. Diesen Unterhaltungen gegenüber verhielt sich Mme. Duchâtel stets sehr einsilbig, vielleicht fürchtete sie sich vor mir und glaubte, ich könnte Entdeckungen machen. Mme. Murat, gleichgültig und unaufmerksam, hatte ja nur ihr Ziel im Auge und bekümmerte sich nicht um das Detail."

*) In dem Buch: „Napoleon und die Frauen" (Verlag von Schmidt & Günther. Leipzig 1896) ist diese Dame als Mme. X aufgeführt (Seite 119).

Mme. de Rémusat war bei solchen Gelegenheiten, wie es sich denken läßt, in unangenehmer Lage. Caroline Murat war sich klar darüber, daß Josephine hinter das Geheimniß gekommen sein müsse, und hatte die Rémusat im Verdacht, dasselbe verrathen zu haben. Deshalb gab sie derselben auch deutlich zu verstehen, wie unangenehm sie ihr wäre.

Caroline legte also der Liebschaft zwischen der Duchâtel und dem Kaiser nichts in den Weg, sondern suchte derselben auf alle Weise förderlich zu sein — es ist eine traurige Wahrheit und ein schmähliches Bekenntniß zugleich, daß dergleichen Dienste stets am Besten honorirt werden; wieviel Auszeichnungen, Titel und Orden waren zu allen Zeiten der Lohn solcher niedrigen Dienstleistungen!

Mme. Caroline Murat hatte trotz ihrer geringen Bildung für solche Dinge einen scharfen Instinkt, die garstigen Verirrungen des menschlischen Herzens waren ihr so geläufig. Napoleon pflegte übrigens nach dieser Richtung hin keine Belohnungen zu vertheilen — diesmal blieb das Salair doch nicht aus: am 1. Februar 1805 erfolgte eine Botschaft des Kaisers an den Senat, laut welcher der Marschall Murat zum Prinzen und Reichs-Großadmiral ernannt wurde.

„Senatoren! Wir haben", so hieß es in der Botschaft, „Unseren Schwager, den Marschall Murat, zum Reichs-Großadmiral ernannt. Wir haben damit eine Anerkennung seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste und seiner Anhänglichkeit an Unsere Person ausdrücken wollen,

zugleich auch den Glanz und die Hoheit Unserer Krone im Auge gehabt, indem Wir ihn, der Uns durch Bande des Blutes so nahe steht, zum Range eines Prinzen erhoben haben."

Mitten in diesen glänzenden Erfolgen ihrer geheimen Thätigkeit, in diesem Dämmerscheine einer großen Zukunft kam Mme. Murat zum vierten Mal nieder und beschenkte die Welt mit der Prinzessin Louise Julie Caroline — so geschehen am 22. März 1805.

Ihr Palais war glänzender, luxuriöser, als je ein Palais der Prinzessinnen vom ancien régime gewesen war. Sie hatte für die Zeit ihrer Wochen ihr Zimmer mit rosafarbenem Atlas tapezieren lassen, die Vorhänge an Bett und Fenstern waren von demselben Stoffe und statt der Fransen mit prächtigen Spitzen versehen.*)

Ihr erster Besuch galt nach ihrer Wiederherstellung dem Kaiser, der sich ebenso wie ihr Gemahl im Lager von Boulogne befand. Eine große Parade aller dort versammelten Truppen stand bevor. Caroline, die sehr auf ihre Popularität bei der Armee bedacht war, folgte dem Kaiser in offenem Wagen.

Es war zu dieser Zeit bekanntlich dem eifrigen Bemühen des von einem Einfall der Franzosen bedrohten Großbritanniens gelungen, sich mit Oesterreich und Rußland zu einem Dreibunde zu vereinigen: die Armee von Boulogne machte daher ihre berühmte Abschwenkung und

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires" II. 132.

rückte den neuen Feinden Frankreichs entgegen: vor dem Feldzug von Ulm und Austerlitz rollte der Vorhang auf. Napoleon hatte seinen Schwager Murat mit einem Commando betraut, wie es kaum je einem General zutheil geworden ist: die gesammte Reserve-Cavallerie, d. h. 38 Regimenter standen unter seinem Befehl. Trotz einiger nicht gerade unwesentlicher Fehler leistete Murat doch große Dienste; man hätte glauben können, er kämpfe in diesem Feldzuge, aufgestachelt von der ehrgeizigen Lebensgefährtin, um eine Krone. Der Kaiser aber belohnte ihn nicht unmittelbar nach dem Feldzuge, er war damals noch nicht fertig mit der Schöpfung eines Systems, in welchem sein Verderben lag: indem er Könige und Fürsten, die ihm Gehorsam schuldig sein und ihn mit Geld, Mannschaften, kurz mit allen Hülfsmitteln versorgen sollten, deren er gerade bedurfte, ernannte.

In dieses System war Murat mit inbegriffen; allein vor der Hand verrieth Nichts des Kaisers Absicht. Eugen war allerdings bereits zum Vicekönig von Italien befördert und hatte eine bayerische Prinzessin zur Gemahlin erhalten, Louis war König von Holland, Elisa beherrschte ein Fürstenthum. — Bei dieser Vertheilung von Territorien, Provinzen und Kronen waren also einstweilen die Murats leer ausgegangen. Man kann sich von deren tiefer Verstimmung wohl einen Begriff machen, besonders da die Beauharnais' so gut weggekommen waren.

Napoleon aber fuhr fort, ihnen gegenüber den Stummen zu spielen, und es blieb ihnen nichts übrig, als ihrem

Schmerz in bitteren Worten Luft zu machen, nichts als ihren zornigen Unwillen in ihrem Wesen zu veranschaulichen.

Napoleon aber hütete sich wohl, seine ehrgeizige, zu Allem fähige Schwester zu vergessen, und seinen Schwager, den Großmeister der berittenen Schaaren, den magister equitum — Napoleon nannte ihn auch wohl, weil er in seinem Costüme das Kunstreiterartige liebte, „Franconi".*) Er schuf also nunmehr für die Murats ein besonderes kleines Reich, bestehend aus dem Großherzogthum Berg, welches er Bayern nahm, indem er dieses Land in ein Königreich wandelte und ihm als Entschädigung Anspach gab, und aus dem Herzogthum Cleve; Düsseldorf war die Hauptstadt. Die Bevölkerung betrug etwas über 320,000. Der kleine Staat lieferte zwei Millionen an Zuschüssen zur Staatskasse. Das war natürlich im Vergleich zu dem Ländercomplex, über welchen Napoleon sein Kaiserscepter schwang, nur ein Miniatüre-Reich und entsprach weder den Wünschen und Hoffnungen des früheren Seminaristen und Gardisten Ludwig XVI, noch den hochfahrenden Wünschen Carolines: ja diese hielt sich sogar für blamirt, für erniedrigt.**)

Murat als Großherzog von Cleve und Berg wurde Mitglied des Rheinbundes und tröstete sich mit dem Ge-

---

*) „Dieser Herr Liebhaber von einem seltsamen Anzuge sein", sagte Friedrich Wilhelm III, als er Murat zum ersten Mal 1806 zu Gesichte bekam. (D. H.)

**) Beugnot: „Mémoires" I. 361.

danken, daß er als Schwager des Kaisers unter den dem Bunde angehörigen Souveränen die erste Flöte spielen würde. Auf alle Fälle setzte er sich in Bewegung, um Besitz von seinem Reiche zu ergreifen. Die Preußen gaben zwar auf die am 24. März 1806 Einrückenden einige Schüsse ab, aber es ging Alles glücklich von statten.

Aergerlich wurde Murat's Lage aber, als einige Monate später der Kaiser die Herausgabe der zum Großherzogthum gehörigen Festung Wesel forderte, indem er ihm als Entschädigung das Herzogthum Nassau zuwies. Der Großherzog aber sagte quod non: er werde sich in Wesel mit seinen Truppen festsetzen und die Belagerung abwarten. Natürlich waren das bloße Fanfaronaden; Napoleon aber hat sie ihm nie vergessen, und der spanische Thron, der ihm demnächst zugedacht war, ging für ihn verloren.

Caroline aber, die sich ja nicht „für zu gering hielt, die Hand nach einer Königskrone auszustrecken", schwor sich selber heilige Eide, daß sie nicht eher ruhen noch rasten wolle, als bis sie das großherzogliche Diadem gegen eine schöne Königskrone eingetauscht habe.

Während des ganzen österreichischen Feldzuges hatte sie in stiller Zurückgezogenheit auf ihrer Besitzung in Neuilly gelebt, lediglich damit beschäftigt, dieselbe zu verschönern. Als der Krieg zu Ende und der Kaiser in München war, um dort die Hochzeit Eugens mit der Prinzessin Auguste von Bayern zu feiern, forderte er Caroline, als diejenige seiner Schwestern, die sich am meisten auf

Repräsentation verstand, auf, sich bei ihm einzufinden. Diese Wahl des Kaisers bestärkte sie in der hohen Meinung, welche sie von sich selber hatte, und eine wonnevolle Genugthuung erfüllte ihr eitles Herz, als sie sich sagte: Tiens! Herr Kaiser, ich gelte also doch wohl mehr als Elisa mit ihrer Wissenschaft und Paulette mit ihrer Schönheit?

In anderer Beziehung wieder war Caroline voll Gift und Galle: sollte doch der Sohn Josephines eine Tochter aus altem Königsgeschlecht freien, sollte doch dieser Beauharnais mit dem Titel eines Vicekönigs über einen großen Theil Italiens herrschen, während ihre Brüder, ihre Schwestern noch nicht einmal ein Dorf zu regieren hatten. Es bedurfte eines großen Aufwandes von Verstellung, daß man ihr die üble Laune nicht anmerkte.

Und dann noch eins! Diese bayerische Prinzessin Auguste, die Schwiegertochter des Kaisers, hatte, laut Etikettevorschrift, vor ihr, der kaiserlichen Hoheit, den Vortritt. Das war denn doch zu viel verlangt! Um nicht auch diese Erniedrigung hinnehmen zu müssen, meldete sie sich krank, allein der Kaiser wollte von der Krankheit nichts wissen und sprach ein ernstes Wort, sodaß die Schwester schnell wieder gesundete.

Unter dem Einfluß solcher Widerwärtigkeiten arbeitete sie im Stillen nur um so eifriger für die Zukunft. Den Kaiser ließ sie nichts merken; es vertrug sich ja nicht mit ihren Plänen, ihm, dem Austheiler der Kronen, zu mißfallen. War ihr Haupt erst mit einer solchen geschmückt

— à la bonheur, dann konnte die Maske fallen. Sie mußte dem Kaiser zuförderst beweisen, wie sehr sie würdig und fähig wäre, eine Königin zu sein.

Es wurde eben bemerkt, daß Caroline das Repräsentiren, welches an den Höfen ja eine so große Rolle spielt, am besten von den drei Schwestern verstand: ihre Toiletten wurden sehr bemerkt und bewundert, obwohl sie dieselben nicht zu tragen verstand; sie waren so pompöse, daß sich einige auf 10 bis 15,000 Francs beliefen. Sie hatte außerdem noch die Gewohnheit, obwohl es sie garnicht besonders kleidete, ihre Roben mit Perlen und Diamanten bedecken zu lassen. Bei großen Festlichkeiten ließ sie in ihrem Hause ein Tafelgedeck von vergoldetem Silber sehen; sie wußte ja, daß der Kaiser die Entfaltung von Pracht und Pomp liebte, sie suchte ihm damit zu schmeicheln — ihre Hofhaltung war die kostspieligste, die man vielleicht je in Europa gesehen hatte. Auch benutzte sie gern jede Gelegenheit, um mit dem Kaiser die große, damals brennende Frage der Etikette zu erörtern, und ihm den Beweis zu führen, wie sehr ihr solche Dinge am Herzen lägen und wie genau sie dieselben studirt habe. Schließlich wurde der Kaiser von ihrem gescheidten Wesen, ihrer Art und Weise, von oben herab zu sprechen, so benommen, daß er sich gelegentlich dahin aussprach:

„Meine Schwester Caroline hat alles Zeug zu einer Königin.“

Er war so durchdrungen von dieser Anschauung, daß

er noch auf Sanct Helena, trotz des später von Caroline begangenen Verrathes, sagte:

„Die Königin von Neapel hatte sich von den Ereignissen heranbilden lassen; sie hatte es in sich: hatte viel Charakter und einen unbezähmbaren, maßlosen Ehrgeiz.“*)

Daran ist nur das Letzte wahr. Charakter hatte Caroline nicht, wohl aber Eigensinn: denn Charakter haben heißt doch soviel als feststehen und sich aufrecht erhalten innerhalb der Grenzen des Guten, in der Erfüllung seiner Pflichten — es heißt nicht: unter Verwendung jeden beliebigen Mittels suchen, seinen Launen Genüge zu schaffen, seinen Leidenschaften zu fröhnen. Und was das Zeug betrifft, welches Caroline nach der Meinung ihres Bruders für eine Königin gehabt haben soll, so war es schlechter Art.

Auch darin suchte die Großherzogin dem allmächtigen Bruder zu gefallen, daß sie in ihren Angelegenheiten auf Ordnung hielt, was bekanntlich Elisa und namentlich Paulette nicht thaten. Man konnte ihrer Hofhaltung keinen anderen Vorwurf machen, als daß dieselbe etwas Renomistisches an sich hatte: das lag ja im Wesen Ihrer kaiserlichen Hoheit.

Daß Caroline den Grundsatz befolgte, nie eine Bitte abzuschlagen, ist schon gelegentlich erwähnt worden. Durch ihre sanfte, milde Art, den Leuten zu begegnen, gelang es ihr vortrefflich, die Gute, die Theilnehmende zu spielen,

---

*) „Mémorial de Sainte Hélène“ II. 336.

und in dieser Rolle hatte sie in Murat einen tüchtigen Souffleur. —

In Düsseldorf angekommen, fühlte sich der Großherzog durch den zur Zeit herrschenden Frieden gelangweilt; er sagte sich, daß er die Grenzen seiner Staaten nur in einem Kriege mit Deutschland zu erweitern Gelegenheit finden könnte, und diesen Krieg sehnte er herbei. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den Kaiser auf die Nothwendigkeit eines Bruches mit Preußen aufmerksam zu machen, und daß es besser wäre, jetzt sogleich Krieg zu führen, als später. Napoleon ließ ihn reden, ohne eine Antwort zu geben. Talleyrand, damals Minister des Aeußern, war für den Frieden, deshalb bemühte sich Murat, ihn dem Kaiser gegenüber verdächtig zu machen. Um seinem Ziele näher zu kommen, suchte er auch bei Preußen Mißtrauen zu erwecken, indem er das Gerücht verbreitete, Hannover würde nicht lange bei Preußen bleiben; seinem Schwager aber sagte er zu gleicher Zeit, daß Preußen nur auf den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland warte, um Feindseligkeiten zu beginnen.

So unrecht hatte er ja nicht, allein Napoleon wußte Bescheid und zwar besser, als der Herr Großherzog es annahm, er hatte auch genaue Kenntniß von dessen geheimen Machenschaften und dessen täglich mehr zunehmenden ehrgeizigen Wünschen.

Die in Paris zurückgebliebene Großherzogin unterstützte mit Eifer und Umsicht die Politik ihres Gemahls, ja sie war wohl die Seele dieser Politik. Jedenfalls

arbeiteten beide Gatten einander in die Hände und waren auf eine kommende Krise vorbereitet: Caroline war zu dem Ende voller Zuvorkommenheiten gegen Herrn Maret, welcher mit jedem Tage mehr Geschmack daran fand, ihr Besuche abzustatten: er und seine Frau waren sicher, im Palais Murat stets auf das Beste empfangen zu werden. Auch Fouché wurde von Caroline umschmeichelt, denn für ihre Pläne waren freundschaftliche Beziehungen zu dem Herrn Polizeichef sehr wesentlich; sie wußte ihn durch geschickte Schmeicheleien zu bestechen und dieser schlaue Fuchs ging wirklich in Carolines Falle, er schloß sich ihr so eng an, wie es sein egoistisches Naturell nur zuließ. Talleyrand, welcher weder Fouché, mit dem er sich zur Zeit überworfen hatte,*) noch Maret, dessen Ehrenhaftigkeit ihn genirte, leiden konnte, verblieb außerhalb dieses Kreises; auch Murat war Herrn Talleyrand zuwider und Caroline kannte dieses Uebelwollen genau. Sie war als pfiffige Intriguantin und in der Ueberzeugung, daß ein Angriff oft besser ist als eine Vertheidigung, eifrig dabei, Fouché in's Ohr zu raunen, daß Talleyrand ihn bei Seite schieben wolle; sie fügte kleine Vertraulichkeiten bei, wie die Frauen

*) Nach dem Attentate vom Nivôse, glaubte Talleyrand, der damals schon Fouché wenig freundlich gegenüberstand, der Augenblick sei günstig, denselben zu beseitigen. Er forderte, wie es scheint, den ersten Consul auf, Fouché arretiren und ihn innerhalb 24 Stunden erschießen zu lassen. Solche Vorgänge waren für diese Herren kein Hinderniß, daß sie 1808 ihr an Haß grenzendes Uebelwollen in die Tasche steckten, weil ihr Interesse es zu fordern schien — welch sonderbare Erscheinung auf den Höhen der damaligen Gesellschaft sind diese beiden Herren!

sie Männern gegenüber, die sie für sich gewinnen wollen, so leicht von der Hand gehen.

Napoleon hatte bekanntlich allen Großwürdenträgern des Reiches anempfohlen, ein großes Haus zu machen. Caroline, sowie sie Großherzogin von Cleve-Berg geworden war, veranstaltete ein Fest: ein Fest, von dessen Pracht und dessen eigenartigen Belustigungen man weit und breit reden sollte. Sie wollte auf diese Weise dem Kaiser Dank abstatten, obwohl sie ihm im Grunde ihres Herzens für das Großherzogthum durchaus nicht sehr dankbar war; sie wollte ihm zeigen, wie vortrefflich sie es verstände, sich auf den Höhen der Gesellschaft zu bewegen und wie sehr sie beanspruchen könne, noch höher placirt zu werden — hatte der Bruder ihr nicht „für später" bereits ein Königreich in Aussicht gestellt?*)

Das Fest war in der That wunderbar. Es wurde sogar eine Quadrille getanzt, eine Erinnerung an vergangene Zeiten, heraufbeschworen von Caroline Murat — ein Ereigniß, welches nach den Aufzeichnungen der Abrantes viel Staub aufwirbelte.**)

Es ist jetzt die höchste Zeit, ein Portrait der Großherzogin zu entwerfen, denn man wird Verlangen tragen zu wissen, wie die, welche Napoleon berufen hatte über ein Gebiet des Rheinlandes zu herrschen, damals aussah.

„Von der ganzen Familie," sagt die Großherzogin von Abrantes, „war Caroline die, welche sich am schlech-

*) Th. Jung: „Lucien et ses Mémoires" I. 32.
**) Duchesse d'Abrantes: „Mémoires" VI. 27.

testen in der Rolle einer Souveränin bewegte; ihr Auftreten war wohl hochfahrend und von einer gewissen Grandezza, hatte aber darum doch Nichts vom Wesen, das die Trägerin einer Krone kennzeichnet. Es war kein Wohlwollen in ihr, keine Güte, alles war Berechnung. That sie Gutes — in ihrem Interesse that sie es nicht selten — handelte es sich um eine Gnadenbewilligung, eine Vergünstigung, so nahm sie sich dabei stets aus, als ob sie ein Geschäft abwickle und als wolle sie wegwerfend sagen: es kommt mir nicht darauf an. Die Phrasenformel, die bei solchen Gelegenheiten zur Verwendung kam, wirkte meist abstoßend. Sie schien sich überhaupt mit stereotypem Nasenrümpfen über die Leute lustig zu machen: über die Brünetten mockirte sie sich, weil sie selbst eine sehr weiße Haut hatte, sie hielt sich auch über die Art, wie die Leute gingen, über ihre Manieren, kurz über Alles auf, förderte aber dabei nicht eine einzige treffende Bemerkung zu Tage. Leute, die sich darauf legen, Andere zu bekritteln und zu bespötteln, können leicht als helle Köpfe glänzen und den großen Haufen blenden — das mißglückte bei Caroline."

Hatte denn die Großherzogin selber eine so tadellose Haltung, ein so mustergültiges Benehmen, daß sie sich erlauben konnte, mit andern so scharf zu Gerichte zu gehen? Ach nein! Sie erschien linkisch und geziert in ihrem gebieterischen Applomb. Das Beste an ihr war ihr schöner, blendendweißer Teint. Diderot hätte von ihrem Gesicht gesagt, daß es wie ein Napf voll Milch war, auf welchen man Rosenblätter geworfen habe. Trotz dieser Frische aber

konnte man nicht übersehen, daß die Augen zu klein waren, daß ihre Haare weder braun noch blond waren, und ihre Zähne, die fast immer in Folge des spöttischen Lächelns von den Lippen unbedeckt waren, durchaus nicht einer Perlenreihe glichen, wie etwa die Zähne Paulettes. Ihre Schultern waren voll und weiß, saßen aber zu hoch, dadurch bekamen die Bewegungen ihres Kopfes etwas Ordinäres, und gerade in den Bewegungen des Kopfes liegt der vornehme, gebieterische Ausdruck. Die Hände waren ziemlich wohlgestaltet, die Finger aber nicht schlank genug, nicht aristokratisch. Mme. d'Abrantes sagte „sie wären nicht „comme il faut," sie waren eben wie das Gesicht zu sehr der „Ausdruck von Caroline." Als Königin von Neapel nahm sie an Leibesfülle zu und dies wirkte vortheilhaft auf ihre Hände, die ebenfalls fleischiger wurden. Was ihre inneren Eigenschaften anbetrifft, so vervollkommneten sich dieselben nicht mit den Jahren und dem steigenden Range. Sie liebte es, viel von sich selbst zu sprechen und zwar mit allzu großer Nachsicht — deshalb hatte sie vielleicht an Nachsicht für Andere nichts mehr übrig; Caroline war sehr sicher in ihrem Urtheil und was sie sagte, schien stets unwiderlegbar. Ihre Bildung war dabei nur eine sehr — sehr mäßige, sie war damit zufrieden. Caroline las nie in einem Buch, sie machte manchmal auf einem Blatte Papier mit einem Bleistift Striche hin und her, kreuz und quer — die Höflinge behaupteten dann: Ihre kaiserliche Hoheit „zeichneten". Sie hatte eine ebenso unschöne Stimme wie Paulette, wie Napoleon, wie alle

Bonapartes; das hinderte sie jedoch nicht am Singen und es gab Leute, die ihren Gesang bewunderten, wie z. B. der Großherzog von Würzburg, der großes Vergnügen darin fand, ihr zuzuhören.

Wenn Caroline anstatt die Schwester Napoleons, anstatt die Gemahlin Murat's zu sein, z. B. die Frau irgend eines Obersten gewesen wäre, so wäre sie wohl von Niemandem beachtet worden, es sei denn um sie unausstehlich zu finden. Als Prinzessin freilich war das etwas Anderes, man entdeckte sogar Tugenden an ihr und überraschende Eigenschaften.

Die Großherzogin von Berg — so liebte sie es bezeichnet zu werden — machte in Paris — nicht in Düsseldorf, denn dort war die Bühne zu klein für sie — ihre Studien für ein Debüt als Königin; vorläufig war sie zufrieden damit, die Königin aller Feste zu sein. Josephine war ja damals nicht mehr jung genug, um zu tanzen, Hortense war in Holland und so kam es, daß die Großherzogin in Paris die ausschließlich Herrschende war. Der Kaiser hatte ihr das Palais de l'Elysée geschenkt, dort gab sie jetzt ihre berühmten Feste. Sie fand in den Personen ihres Hofhaltes, die sie mit großer Sorfalt ausgewählt hatte, treffliche Stützen.

Ihre Ehrendame (dame d'honneur) war Mme. de Beauharnais, die Frau des Senators und Cousine der Kaiserin. Man hat behauptet, daß Caroline sich unsäglich geschmeichelt fühlte, eine Verwandte der Kaiserin in ihrem Dienste, ihrem Solde zu haben. Josephine hatte ja ein

nicht minder stolzes Gefühl, daß ihre Ehrendame der Blüthe des Faubourg St. Germain angehörte und sich de La Rochefoucauld nannte.

Die Großherzogin hatte auch sogenannte „Damen zur Begleitung", nämlich: die Baronin Lambert, eine hübsche, kleine, lebhafte Frau von viel Geist und Geschmack, sie war eine Freundin der Künste, spielte vorzüglich Clavier und malte auch hübsche Landschaften. Mme. Lambert hatte keine Feinde — gewiß eine seltene Erscheinung — neben ihr zu verzeichnen ist Mme. de la Grange; auch sie hatte Geist, war aber schon bei Jahren und bereits im Verblühen, sie diente der Großherzogin, die gern in ihrer Begleitung erschien, als Folie; hatte übrigens einen gewissen Einfluß auf ihre dünkelhafte Gebieterin. Sie war es, wie Graf Ludwig de Narbonne der Mme. Junot mittheilte, welche es der Großherzogin in den Kopf setzte, Murat müsse Kaiser werden falls Napoleon im Felde ein Unglück zustoßen sollte. Mme. de la Grange besaß damals noch nicht das Vermögen, welches sie später ihr eigen nannte, sie war eine Streberin, und wollte einst Ehrendame der Kaiserin — nämlich der Kaiserin Caroline — werden, wenn Joachim I. auf dem französischen Thron säße. Sie waren einander würdig, die Frau Großherzogin und die „begleitende" Frau de la Grange! Diese Ränke einer untergeordneten Hofdame und ihrer scrupellosen Gebieterin hatten, wie man sehen wird, traurige Folgen für Frankreich: die allergrößten Ereignisse haben oft die unbedeutendsten Entstehungsgründe.

Außerdem war noch am großherzoglichen Hofe Mme. Alphonse de Colbert als „Begleiterin“: man hat von ihr stets nur Gutes gesagt. Sie war die Tochter Petiel's, es war an anderer Stelle schon die Rede von ihr: ihr erstes Kind hatte Caroline aus der Taufe gehoben, es war ein Mädchen, erhielt den Vornamen ihrer hohen Pathin und heirathete später den Grafen Colbert-Turgis. Mme. Alphonse war hübsch, gutherzig, in jeder Beziehung liebenswürdig und eine Meisterin im Gesange.

Die Gräfin Saint-Martin war die Vierte der „begleitenden Damen.“ Außerdem gab es noch eine Vorleserin: Mme. Michel.

Was die Herren des großherzoglichen Hofstaates betrifft, so waren deren nicht soviel als Damen, es war ein Kammerherr, ein Stallmeister und ein Privatsecretär (secrétaire des commandements) vorhanden.

Kammerherr war Herr d'Aligre; er hatte den Vorzug, über eine Rente von 400000 Francs zu verfügen, unterzog sich dabei aber ohne eine Miene zu verziehen allen möglichen Dienstbotenverrichtungen, so mußte er z. B., wenn die Großherzogin zu Balle ging, ihr ein Paar Tanzschuhe zum Wechseln nachtragen. Dieser Herr d'Aligre war Einer der Ersten vom Faubourg St. Germain gewesen, der sich für das Kaiserreich erklärt hatte. Pasquier that es ja auch, aber erst weit später. Man spöttelte damals viel über d'Aligre und meinte, wenn er trotz seines bedeutenden Vermögens Kammerherr der Großherzogin geworden wäre,

müsse er ihr wohl sehr anhänglich gewesen sein.*) Caroline ist aber in diesem Falle wohl gegen jeden Verdacht gesichert, denn d'Aligre war ein schon bejahrter Mann und ein guter Familienvater. Er lehnte es auch ab, seine Tochter, wie der Kaiser es wünschte, mit Caulaincourt zu verheirathen; er war nämlich in dem irrthümlichen Wahn, Caulaincourt habe bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien die Hände im Spiele gehabt.

Der Kaiser, der viel darauf gab, die Vorzimmer in den Tuilerien mit Leuten zu füllen, die zu den ersten des altaristokratischen Faubourgs zählten, wollte Herrn d'Aligre seiner Schwester entführen und in seinen eigenen Hofhalt aufnehmen, allein d'Aligre dankte dafür, was Napoleon sehr übel nahm; Talleyrand aber wirkte beschwichtigend und erläuternd, indem er sagte:

„Sire, bei einem Anderen wäre es unerklärlich, bei d'Aligre ist es ganz einfach: er war Parlamentspräsident, sein Vater Präsident, sein Großvater Präsident; er mußte schon Kammerherr bei einer Dame werden — um der Ehre der Robe willen." (Die Parlamentspräsidenten trugen bekanntlich eine Robe.)**)

Herr d'Aligre war von feinstem Schliff und besaß viel gesellschaftliches Talent, steckte auch ganz voll von Anecdoten aus vergangener Zeit, und Jedermann hörte seiner feinen Vortragsweise gern zu.

Nach dem Kammerherrn folgte der Stallmeister, Major

*) Pichot: „Souvenirs intimes de M. de Talleyrand" p. 82.
**) Ebenda.

de Cambis, er hatte den Spitznamen „König von Persien", weil sein Name beinah wie Cambyses klang. Er that sich besonders hervor durch seinen blinden Gehorsam der Großherzogin gegenüber, er hatte eine Schwester der Mme. de la Grange, von der eben die Rede war, zur Frau; es hat wohl nie eine größere Plaudertasche gegeben, als die Frau Majorin — sie war vor Zeiten ebenso wie ihre Schwester einmal hübsch gewesen.

Der Privatsecretär, Herr de Longchamps, war ein angenehmer, sehr unterrichteter, auch litterarisch hochgebildeter Mann. Niemand verstand, in so lustiger Weise eine Farandole, diesen beliebten provençalischen Tanz, vorzuführen; er dilettantirte in mancherlei Künsten, namentlich in der Malerei, und manche seiner Leistungen fanden viel Beifall; er schrieb auch Theaterstücke, von denen einige im Elysee aufgeführt wurden, ja sogar in Malmaison, und Caroline lehnte es trotz ihres Hochmuthes nicht ab, in einem oder dem andern Stück ihres Secretärs eine Rolle zu übernehmen. —

Es war erst einen Monat her, daß Caroline Großherzogin von Berg geworden war, als — am 7. April 1806 — die Verlobungsfeier Stephanie de Beauharnais' mit dem badischen Erbprinzen gefeiert wurde. Das Fest fand am Abend in den Tuilerien statt, und zwar in der Diana-Galerie. Es war bisher nie am kaiserlichen Hofe ein solcher Luxus entfaltet worden, wie bei dieser Gelegenheit.

Die Großherzogin erschien in einer prachtvollen

Toilette, in Rubinen strahlend; der Eindruck, den sie machte, die Schmeicheleien, die ihr von allen Seiten gesagt wurden, wogen den bittern Schmerz nicht auf, den ihr eine Bestimmung des Kaisers verursachte: es sollte nämlich*) die junge Prinzessin, für welche Napoleon bekanntlich eine große Vorliebe hatte, den Vortritt vor den kaiserlichen Prinzessinnen haben.

„Mme. Murat," sagt die Rémusat, „war darüber so aufgebracht, sie konnte so wie so die Prinzessin Stephanie nicht leiden, daß sie außer Stande war, ihren Zorn und ihre Eifersucht zu verbergen."

Sie war sehr übelgelaunt während der ganzen Dauer der Feste — die Heirathen der Beauharnais verursachten ihr überhaupt viel Kummer.

Bald nach der Abreise des jungen Ehepaares fingen allerhand Gerüchte von einem mit Preußen bevorstehenden Kriege an, in Paris aufzutauchen; sie wurden immer lauter und eines schönen Tages reiste in der That Napoleon zur Armee ab, um zunächst die Schlacht von Jena zu schlagen.

Während seiner Abwesenheit war die Großherzogin in Paris die Hauptperson. Es gab, wie die Abrantes sagt, damals in der Hauptstadt von Frankreich nur einen Willen, und dieser Wille residirte in einem Frauenkopf: in dem von Caroline Murat.**)

Es wurden auch allerhand Ränke geschmiedet, gar

*) Man sehe auch: Friedrich Masson: „Napoleon I. und die Frauen" (Seite 132). Verlag von Schmidt & Günther Leipzig 1896.

**) Duchesse d'Abrantès: „Memoires" VI. 165.

schwarze Thaten hinter Carolines weißer Stirn geplant. Während die Armee ihre siegreichen Fortschritte machte, während Murat seinen Einzug in Warschau hielt — es war Ende November — hatte die Großherzogin die Fäden einer großen Kabale in ihren Händen gesammelt. Der Kaiser hatte den Befehl hinterlassen, man sollte sich während seiner Abwesenheit in Paris so viel Zerstreuung wie möglich bereiten: Bälle und Soiréen paßten vortrefflich zu der Großherzogin geheimen Umtrieben; es fanden soviel als möglich statt. Wenn die Bälle auch weniger glänzend waren als im vorhergehenden Jahre, weil soviele Offiziere, namentlich die vom Generalstabe Berthier's, fehlten, so wußte die Großherzogin ihnen doch große Lebhaftigkeit zu geben. Die Adjutanten des Militärgouverneurs von Paris, die Offiziere von den Depots der Garderegimenter, und die von einigen in Paris zurückgebliebenen Feldregimentern, ersetzten die alten im Felde wirkenden Tänzer. Es fiel damals auf, daß der Gouverneur, General Junot, stets an der Seite der Großherzogin erschien, und daß sie stets mit ihm die Bälle im Elysee sowohl als in den Tuilerien eröffnete. Eigentlich war ja das sehr natürlich, da Junot nächst dem Kriegsminister den höchsten militärischen Rang einnahm. Auffallend aber war es doch, daß, wenn die Großherzogin sich an den Spieltisch setzte, Junot ebenfalls stets ihr Partner war, daß, wenn sie einen Spazierritt machte, Junot ihr zur Seite galoppirte — man begann sich pikante Sachen in die Ohren zu flüstern; man fing an, aufzupassen und bemerkte, daß der Gouverneur häufig

einen stillen Abend bei ihrer kaiserlichen Hoheit verbrachte, in seinem eigenen Heim dagegen nur noch wenig zu sehen war. Hielt nicht die Equipage des General Junot, die in Folge der auffallenden Livree von Kutscher und Bedienten — sie war amarantfarben mit silbernen Tressen — Jedermann in Paris kannte, nächtlicher Weile noch spät im Hofe des Elysee? War nicht die Großherzogin auf einer Jagd, welche Junot auf seiner Besitzung Schloß Raincy gab, zugegen? Nun fehlte ja weiter Nichts mehr und das Gerücht, Caroline und Junot hätten sich in Liebe vereint, schwang sich rauschenden Fluges, begleitet von hohnlachenden Stimmen, in die Lüfte.

Das Sonderbarste aber war das: daß das Gerücht auf Wahrheit beruhte: Caroline hatte sich in der That in Junot einen „amant“ zugelegt.

Junot war noch ein sehr stattlicher Mann, groß, blondhaarig, geistig aufgeweckt, und noch wie früher ein Wildfang — also durchaus angethan, einer liebebedürftigen Frau zu gefallen. Aber die Frage ist: verdankte er wirklich seinen äußeren Vorzügen die Eroberung der hohen Frau? Wenn er häßlich gewesen wäre, ob er dann nicht dasselbe Glück gehabt hätte? Man möchte es beinah annehmen.

Während also im Elysee der schelmische Gott sich mit verbundenen Augen tummelte, während man in Paris immer lauter fabelte und lachte, saß in den Tuilerien Josephine in ernstes Sinnen verloren. Um die Kaiserin in diesen Zustand zu versetzen, mußten sehr wichtige Dinge

passiren; sie liebte den Ernst sonst nicht, das Nachdenken aber ganz und gar nicht.

Josephine mußte daran denken, was aus ihr werden würde, wenn auf dem Schlachtfelde ihren Gemahl ein tödtliches Geschoß träfe. Sie übersah natürlich das, was in diesem traurigen Falle für sie das Beste gewesen wäre: nämlich zu weinen, Den zu betrauern, der sie einst so feurig geliebt hatte: bis an ihr Lebensende zu klagen, daß Der ihr entrissen war, der zu den außerordentlichsten Menschen zählte, die unser taumelnder Erdball vielleicht je gesehen hat — Josephine dachte nur daran, daß es für sie sehr vortheilhaft wäre, wenn sie dafür sorgte, daß in dem traurigen Falle die Kaiserkrone auf ihren Sohn Eugen überginge — was allerdings dem Senatsbeschluß entgegen gewesen wäre, durch welchen die Thronfolge geregelt war. Sie kam auch zu der Ueberzeugung, daß es gut wäre, sich den Gouverneur von Paris zu sichern: sie lud denselben also eines Tages zu einem Frühmahl ein.

Während desselben machte sie Junot ohne langes Federlesen ihre Eröffnungen und weihte ihn in den unruhvollen Zustand ihrer Seele ein, ebenso wie in ihre Hoffnungen.

Junot, der bekanntlich dem Kaiser mit einem gewissen Fanatismus ergeben war, wurde stutzig. Die Erbfolge war ja durch den Kaiser selbst geregelt; das mußte Josephine doch wissen. Träfe der schreckliche Fall ein, daß der Kaiser auf dem Schlachtfelde fiele, so wäre Joseph sein Nachfolger,

respective der König Louis, respective die Söhne Louis, respective endlich Jerôme.

„Aber ich bitte, rief Josephine, beleidigen Sie die Franzosen nicht — Jerôme? Meinen Sie, die Franzosen würden einen Jerôme als Kaiser anerkennen?"

„Madame, ich hatte nur die Ehre, Ihnen die Reihenfolge der Successionsberechtigten vorzuführen."

„Meine Enkel, obwohl Söhne Louis, des Bruders Bonapartes und Hortenses, meiner Tochter, würden auch, glauben Sie mir, viele Gegner haben; und es wäre zudem eine Regentschaft nöthig, das könnte leicht eine neue Umwälzung herbeiführen. Mein Sohn Eugen aber, bei der Armee wohlbekannt und ich darf sagen beliebt, seine Talente . . kurzum . . . ich wünschte, daß . . es so würde."

Junot knöpfte den Rock zu und sagte weiter Nichts; dachte aber, indem er sich zu Caroline verfügte, über das nach, was Josephine ihm gesagt hatte, ja er war vielleicht in Gedanken noch damit beschäftigt, als er am Abend in den weißen Armen der Geliebten ruhte — sie waren so weiß wie die Juno's, man sehe Homer — und wäre nicht wenig erstaunt gewesen, hätte er gewußt, daß „seine Caroline" sich ebenso angelegentlich mit dem Tode Napoleons beschäftigte, wie die Kaiserin.

Die Liebe, zu einem Werkzeuge des Ehrgeizes umgewandelt, auf Hoffnungen sich stützend, die den Tod, den Tod eines Bruders betreffen, dem man Alles verdankt, und über dessen Krone zu verfügen man vorhatte, bedeutet eine moralische Verderbtheit, wie man sie sich wider-

wärtiger nicht denken kann! Vielleicht fühlte Caroline etwas von der heuchlerischen Nichtswürdigkeit, die ihrem Ehebruch innewohnte, allein sie hielt sich bei derartigen Kleinigkeiten nicht auf. Ihr war Alles egal, wenn sie nur ihr Ziel erreichte. Was Junot betrifft, so wäre er, hätte er nur eine Ahnung von den Abscheulichkeiten gehabt, die sich hinter den ihm gespendeten Liebkosungen versteckten, den Armen dieses Weibes entflohen, er hätte der entarteten Schwester seines Kaisers lieber in's Antlitz gespien — denn Junot, wenn auch leichtsinnig und oberflächlich und zu Liebeleien stets aufgelegt, war im Grunde ein ehrlicher Mann — er war nur in seiner Eigenschaft als „amant“ der Großherzogin mit Blindheit geschlagen.

Caroline war viel zu gerieben, um in derselben Weise gerade heraus zu reden, wie es Josephine dem Gouverneur von Paris gegenüber gethan hatte; sie hatte, indem sie mit dem plötzlichen Tode ihres kaiserlichen Bruders rechnete, den Plan, ihrem Bruder Joseph den Thron aus den Händen zu spielen und denselben für ihren Gemahl, das heißt soviel wie für sich selbst, zu sichern. Sie hatte ja die Jahre her Murat daran gewöhnt, nach ihrer Pfeife zu tanzen, auf ein Wort, einen Blick zu achten. Um Erfolg zu haben, schien es ihr ebenso wie ihrer Schwägerin nothwendig, sich die unbedingte Beihülfe des Gouverneurs von Paris zu sichern.

Beide Frauen leitete derselbe Gedanke, denn bei Junot lag es, wenn plötzlich die Nachricht vom Tode des Kaisers

eintreffen sollte, die Krone Dem auf's Haupt zu setzen, dem er sie geben wollte. Er verfügte über sämmtliche Truppen von Paris und den zugehörigen Garnisonen; den anderen Garnisonen würde nichts übrig bleiben, als sich der vollendeten Thatsache zu fügen, ebenso wie den im Felde stehenden Truppen. Das Volk würde sich ja dem Willen der Armee fügen.

Es wird nun klar, weshalb Caroline sich so sehr um die Armee gekümmert, sich so sehr bemüht hatte, bei den Offizieren populär zu werden — jetzt hatte ihr damals noch in Nebelwolken, in Ahnungen verlorener Ehrgeiz eine bestimmte Form gewonnen. Die Feten, welche sie den Offizieren der Garnison von Paris gab, haben eine Erläuterung gefunden, man sieht die Gründe, weshalb sie, unter dem Vorwande, ihren Bruder zu besuchen, sich im Lager von Boulogne eingestellt hatte: man sollte wissen, daß Alles, was die Armee anging, die Prinzessin Caroline ganz besonders interessire. — Die Wahrscheinlichkeit eines plötzlichen Todes des stets in Kriege verwickelten Bruders bildete das Fundament zu dem stolzen Bau, den ihre Gedanken aufführten.

Nun weiß man auch, weshalb sie sich nicht schämte, vor den Augen von ganz Paris die Maitresse des Gouverneurs zu werden. Sie war nicht so thöricht, offen zu sagen: „Fällt in irgend einer Schlacht der Kaiser, so rechne ich auf Dich, mein Junot, und durch Dich auf die Unterstützung der Besatzung von Paris, daß Du mir behülflich bist, dem Willen Napoleons entgegenzuhandeln, den

Senatsbeschluß, der die Thronfolge bestimmt, zu zerreißen, meinem Bruder Joseph den Thron aus den Händen zu spielen, Du sollst mir helfen, meinen Gemahl auf denselben zu setzen; Du kannst es mir nicht abschlagen und, unter uns gesagt, Du bist es — dem armen Murat schuldig."

Nein! Caroline war zu pfiffig, um Das zu sagen; aber sie hatte den Geliebten in der Stille ihres Boudoirs so berauscht, daß derselbe im entscheidenden Augenblicke ihr kaum Etwas würde abschlagen können.

Caroline schreckte vor Nichts mehr zurück; neben ihrem unverschämten Ehrgeiz galt weder die Ehre der Familie, noch ihre eigene, galten weder Ruf noch Moral Etwas — schwierig, sehr schwierig aber ist es, zu gleicher Zeit eine galante und eine politisch thätige Frau zu sein. Wenn Catharina II es verstand, mitten zwischen den Klippen der Liebe und der Politik als umsichtiger Lootse das Staatsschiff zu steuern, so scheiterten viele Andere, die pfiffiger waren als Caroline, inmitten so wildbewegter Wellen.

Die Großherzogin kann von Glück sagen, denn der Kaiser erfuhr bei seiner Rückkehr zwar von ihrem Verhältniß zu Junot, aber nichts über das, was die Veranlassung dazu gegeben hatte; er glaubte, Caroline habe nur, weil sie sich ohne ihren Gemahl langweilte, den hübschen Junot „ausgezeichnet". Sie selbst war es — und das ist geradezu unbegreiflich — die später den

Bruder von Allem unterrichtete, indem sie sich ein Verdienst daraus zu machen suchte.

Ein Kamerad Junot's, der General Savary, spätere Herzog von Rovigo, hatte bei der Armee von den galanten Beziehungen zwischen Junot und der Großherzogin gehört und als Adjutant des Kaisers Gelegenheit genommen, demselben die ihm zugegangene Nachricht zu unterbreiten. Gleich nach Ankunft in Paris hatte er auch Näheres ermittelt, namentlich daß die Großherzogin im Theater und im Gehölz von Boulogne sich öffentlich mehrfach mit dem Gouverneur gezeigt habe — Savary machte damals wahrscheinlich seine Lehrzeit für seinen späteren Posten als Polizeichef durch.

Napoleon war eben in den Tuilerien abgestiegen und hatte Savary's Neuigkeiten angehört, als die Großherzogin von Berg sich zum Begrüßungsbesuch einstellte. Er empfing sie sehr kalt und ließ sie nicht im Ungewissen darüber, daß er Dinge erfahren habe, die ihm im höchsten Grade unangenehm wären. Caroline, auf Alles vorbereitet, ließ den ersten Sturm vorüberziehen, dann aber ihrer edlen Dreistigkeit freien Lauf; sie suchte ihrem Bruder nachzuweisen, daß sie doch so schuldig nicht wäre: sie habe die schmerzliche Möglichkeit vor Augen gehabt, daß den Kaiser eine Kugel hinwegnehmen könne mitten von seiner Ruhmesbahn — und ihm, dem Kaiser, stünde es schlecht, sie tadeln zu wollen; sie habe doch nur den Bonapartes einen Thron erhalten wollen, der durch sein Genie ihr Erbgut sei — sie habe Nichts gethan, was sein Ansehen,

seine Macht schädigen könne, im Gegentheil ... Und dann, offen gesagt, wäre sie denn doch wohl geeigneter, das Land zu regieren, als der gute Bruder Joseph — es wäre Allerhand geschwatzt worden — gewiß, sie wisse davon, denn sie habe in ihrer Stellung mehr Feinde und Feindinnen, als ihr lieb sei — man habe in den häufigen Besuchen des General Junot bei ihr im Elysee etwas sehen wollen. Warum hätte sie ihn nicht empfangen sollen, da er doch kam, um ihr über die Stimmung in der Hauptstadt und über die Gährung, die sich nach dem blutigen Tage von Eylau in Paris gezeigt habe, zu berichten? Junot habe sich mit ihr berathen über die Maßregeln, welche zu ergreifen wären, um in Paris die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wenn zwischen ihr und Junot ein Verhältniß bestanden hätte, würde sie so thöricht gewesen sein, dasselbe öffentlich zur Schau zu stellen?

Diesen Worten gegenüber fingen die Zorneswellen bei Napoleon zu ebben an, ja er hatte von dem Tage an eine höhere Meinung von seiner Schwester Caroline als bisher, und ihrem damaligen schnellen Besuch in den Tuilerien hat sie vielleicht ihre bald erfolgende Erhebung auf den neapolitanischen Thron zu verdanken.

Auch Junot stellte sich natürlich in den Tuilerien ein, um den Kaiser zu seiner Rückkehr zu beglückwünschen, fand aber einen sehr kalten Empfang; er ahnte ja nicht, daß Napoleon über seine Liebschaft mit Caroline unterrichtet war und bemerkte daher: bei seiner treuen Ergeben-

heit für die Person des Kaisers erschiene ihm ein solcher Empfang doch höchst kränkend, er wäre ja . . .

„Ich will recht gern glauben, was Du mir da sagst," erwiderte Napoleon ihn unterbrechend, „aber Dich trifft darum doch der Vorwurf der Unklugheit, und solche Unklugheiten in Deiner Stellung und in Bezug auf die meiner Schwester sind Fehler, wenn nicht gar noch etwas Schlimmeres. Was soll denn eine solche Handlungsweise bedeuten? Warum zeigt sich die Großherzogin im Theater in Deiner Loge? Warum fährt sie in Deiner Equipage? Ah! Sieh da . . . Sie sind ja ganz wie vor den Kopf gestoßen, Monsieur Junot . . . jawohl, ich kenne Deine Geschichten und die dieser thörichten Madame Murat."

Junot war wie vom Schlage getroffen — er hatte ja keine der Folgen seiner Handlungsweise bedacht.

„Ja", fuhr Napoleon fort, „ich weiß es . . . ich weiß noch viele andere Dinge, in denen ich gern weiter nichts sehen möchte als unkluge Streiche, aber in denen ich doch auch ein schweres Unrecht, von Dir begangen, erblicke. Warum dieser Wagen mit Deiner Livree um 2 Uhr Morgens im Hofe des Elysee? Du, Junot, meine Schwester compromittiren . . . ah . . . ah — das ist stark!" *)

Er ließ sich ganz gebrochen in einen Fauteuil fallen.

Junot erbat sich, dem Großherzog von Berg Genugthuung geben zu dürfen, falls derselbe sich für beleidigt oder beschimpft halte . . . „Mein Haus", rief er, „ist nicht weit vom Elysee und . . ."

*) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires" VI, 411.

„Jawohl . . . nicht weit . . . zu nah' ist es," schrie der Kaiser, „viel zu nah!"

Und nun untersagte er in aller Form Junot, sich mit Murat, den derselbe beschimpft, ebenso wie mit Savary, der ihn verrathen hatte, zu schlagen; er entließ ihn erst, nachdem Junot sein Ehrenwort gegeben hatte, sich ruhig zu verhalten.

Ein Duell Junot's mit Murat hätte ja in den Augen des Publikums nur die in Umlauf gesetzten Gerüchte bestätigt. Hätte sich Junot mit Savary geschlagen, so hätte er, denn er war mit der Pistole ebenso gewandt wie mit dem Degen, den Kaiser wahrscheinlich eines Mannes beraubt, den Taine als seinen „zu Allem bereiten Gendarmen" bezeichnet. Der Kaiser, obwohl er hätte wissen sollen, daß Leute wie Savary nicht schwer zu finden sind, wollte sich denselben erhalten.

Junot fiel in Ungnade. Der Kaiser ernannte ihn zum Commandeur der für Portugal bestimmten Invasionsarmee, welche damals das „Beobachtungscorps an der Gironde" hieß; es wurde um Bordeaux und Bayonne zusammengezogen. Die spanische Halbinsel wurde ja — man denke nur an Canouville und Septeuil — das Exil für die Liebhaber der tugendlichen „kaiserlichen Hoheiten".

Junot, und dies ist eine der indirecten Folgen des ehrgeizigen Ränkespiels der Großherzogin Caroline, verlor Portugal durch seine Unfähigkeit und Unerfahrenheit: weder Soult noch Massena, welche später Expeditionen gegen das kleine Land führten, konnten bis Lissabon ge-

langen, wohin Junot vorgedrungen war und hatte vordringen können, weil die Portugiesen keinerlei Vertheidigungswerke aufgeführt hatten, weil ihnen jede Organisation fehlte und weil ihnen die Engländer noch nicht zu Hülfe gekommen waren.

Caroline, man kann es nicht oft genug wiederholen, gab indirect die erste Veranlassung zu den Unglücksfällen Frankreichs. Wäre sie eine brave, ehrenwerthe Frau gewesen, so hätte sie sich nicht in eine Liebschaft mit Junot eingelassen: Napoleon hätte dem treuergebenen Junot nicht den Gouverneurposten von Paris abgenommen: er hätte nach Portugal einen fähigeren General geschickt und nicht diesen „Husaren-Unterlieutenant“, wie ihn Thiébault nennt, ein anderer General hätte die Schlacht von Vimeiro nicht verloren, sondern die englische Armee vernichtet, es hätte kein „Abkommen von Cintra“, keine Räumung Portugals gegeben. Die Engländer hätten auch keine zweite Armee geschickt. Als es darauf ankam, Portugal wiederzunehmen, hatten sich die Portugiesen in der Kriegführung ausgebildet, ihr Heer war weit zahlreicher, sie hatten gewaltige Befestigungswerke aufgeführt und die Engländer zugleich in Europa ein Schlachtfeld gefunden, auf dem sie gegen Frankreich kämpfen konnten; das Landvolk hatte sich in Freicorps organisirt und belästigte im Rücken die französischen Invasionsheere, indem es denselben großen Schaden zufügte, ja ihnen jede Verbindung mit Frankreich abschnitt. Diese Verluste, ganz abgesehen von den Armeecorps, die auf der Halbinsel gehalten werden mußten, ver-

hinderten Napoleon daran, mit einer genügenden Anzahl von Truppen dem verbündeten Europa gegenüber treten zu können.

Es ist keine gewagte Behauptung, wenn man sagt, daß Caroline die Schuld an allem diesen Unglück trägt, da sie den ersten Streich gegen den Coloß des napoleonischen Reiches gethan; zuletzt hat sie durch Verrath den unwiederbringlichen Sturz herbeigeführt — durch einen Verrath, der einen solchen Ekel einflößt, daß das Wort auf der Zunge erstickt. Unter dem Deckmantel der Liebe wurden während des Feldzuges in Polen die ersten verhängnißvollen Schritte von diesem Weibe gethan: wie sich mitten in die gewichtigsten Ereignisse der Geschichte, mitten in die großen Tragödien, die sie aufführt, oft eine farcenhafte Episode drängt, so auch hier.

Jedes Jahr, am 19. März, dem Jahrestage des heiligen Joseph, fand am Kaiserhofe zu Ehren Josephines ein großes Fest statt. Im Jahre 1807 sollte dasselbe auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers gerade ebenso stattfinden, als ob er in Paris anwesend wäre; Herr de Longchamps, dessen bei Aufzählung des großherzoglichen Hofpersonals gedacht wurde, hatte ein kleines Lustspiel geschrieben und Spontini die Couplets componirt. Bei der Rollenvertheilung war auf ihren Wunsch die Fürstin Borghese — sie sang der Art falsch, daß es unmöglich war, ihr auf die Dauer zuzuhören,*) hielt aber trotzdem viel von ihrer Stimme — be-

*) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires VI. 2?9. Mme. de Rémusat spöttelt in folgender Weise: „Die beiden Schwestern sangen

dacht worden, ferner die Großherzogin — sie hatte dieselbe Anmaßung in Bezug auf ihren Gesang und dieselben Gebrechen wie Jene. Interessant erscheint die Rollenvertheilung namentlich dadurch, daß auch Junot bedacht wurde. Da Herr de Longchamps, besser wahrscheinlich als irgend ein Anderer, in Bezug auf die Vorgänge im Elysée Bescheid wußte, so war das Stück voller Anspielungen, aber was an der Sache besonders Ergötzen erregt, ist das, daß Junot einen verliebten Bauernjungen Namens Carl und Mme. Murat eine Bauerndirne, welche noch dazu Caroline heißt und Carls Schatz ist, darstellten. Junot als Carl war bei seiner Liebeserklärung Feuer und Flamme, während die Murat als Caroline sich vermuthlich mit Willen sehr kühl verhielt — trotzdem hatte das Duett und das ganze Stück einen guten Erfolg und es wurde lange Zeit darüber gesprochen und gelacht.

Josephine wußte ja natürlicher Weise um das Verhältniß zwischen ihrer Schwägerin und Junot, es machte ihr Nichts so viel Spaß, als kleine und große Scandalgeschichten, die sich am Hofe oder in der Stadt zutrugen, zu hören; sie sah wie alle Welt in dieser Liebschaft Carolines jedoch Nichts von Bedeutung; daß noch Jemand außer ihr so schlau gewesen wäre, an die Möglichkeit des Todes Napoleons und an eine andere Thronfolge als die Josephs zu denken, hielt sie für ausgeschlossen.

Um noch einmal auf den 19. März zurückzukommen;

sehr falsch; eine bemerkte es bei der anderen und sie hielten sich gegenseitig über ihre Anmaßung auf, singen zu wollen."

einen Theil des Tages hatte die Großherzogin in Malmaison zugebracht und an der Generalprobe des am Abend zur Aufführung gelangenden Stückes theilgenommen. Man weiß nicht recht wie es zuging, daß sie plötzlich unwohl wurde und einen heftigen Nervenanfall bekam. Die Kaiserin war eifrigst um die Kranke bemüht und schnürte ihr vor allen Dingen das Corsett auf; bei dieser Gelegenheit fiel ein Briefchen auf die Erde. Schnell griff Josephine danach, hatte auch im Augenblick die Handschrift erkannt, und steckte den Brief, den sie versteckt an sich hielt, der eben zur Besinnung Zurückkehrenden in die Hand. Caroline bemerkte die zarte Discretion, mit der Josephine verfahren war und bemerkte kühl, als ob es sich ganz von selbst verstände:

„Es ist ein Brief Murat's."

Es hatte sie doch Niemand gefragt, von wem der Brief wäre; auch war es kein Brief Murat's, sondern ein Brief Junot's, wie man bereits richtig errathen haben wird. Josephine hat selbst der Mme. Junot mit vielem Lachen die Geschichte wiederholt erzählt. Die Großherzogin nahm übrigens damals nicht den geringsten Anstand, von ihrem Verhältniß zu Junot zu sprechen. Am Abend des Festtages, als sie mit Herrn und Frau Junot, denen sie einen Platz in ihrem Wagen angeboten hatte, von Malmaison nach Paris zurückkehrte — es war drei Uhr Morgens — blieb Junot bei ihr, während seine in so grober Weise beleidigte Gemahlin weinend allein nach Hause zurückkehrte.

Nur noch ein paar Worte über die Ränke der Großherzogin, sich, im Falle der Kaiser in Polen um's Leben kommen sollte, der Regierungsgewalt zu bemächtigen; wir entnehmen dieselben den Memoiren der Mme. Junot:

„Es wurde in den Kreisen der Partei Murat damals von weiter Nichts gesprochen, als vom Tode des Kaisers und den etwaigen Folgen desselben; man hatte gar schlau bedacht, daß, wenn man sich erst zuvor daran gewöhnt hätte, Murat auf dem Thron zu sehen, das Burleske, was ein solcher Gedanke im ersten Augenblicke haben könnte, in der Gewöhnung an denselben verschwunden wäre; das Auge hätte sich sozusagen daran gewöhnt, Murat als Kaiser zu sehen und wäre das vielbesprochene Ereigniß dann wirklich eingetreten, so hätte man es für selbstverständlich gehalten. Man war vielleicht schon soweit, zu sagen: es dauert doch lange, ehe die feindliche Kugel trifft. — Ach! Die Zufälligkeiten des Krieges sind doch unberechenbar — — von dieser Betrachtung bis zu dem Entschluß, der Langsamkeit der Kugel abzuhelfen, ist, wie mir scheint, doch nur ein einziger Schritt." *)

Mme. d'Abrantes kannte Caroline durch und durch, ihre Beurtheilung trifft durchaus zu. Wer, wie diese Prinzessin, nicht vor dem Verbrechen des Verrathes zurückschreckt — der Verrath in der Ehe ist nicht gemeint, sondern der Verrath an Napoleon, ihrem Bruder, an Frankreich — bei dem ist jede schlimmste Voraussetzung zulässig. Mme.

*) Herzogin von Abrantes: „Mémoires" VI. 458. — Der Herzog von Rovigo läßt sich in ganz ähnlicher Weise vernehmen.

Junot hat, wenn sie von Caroline spricht, stets die allerstärksten Ausdrücke bei der Hand.

„Ach! Wenn meine Erinnerungen," ruft sie aus, „mich zurück bringen auf diesen Verrath, auf dieses Imstichlassen . . . wenn ich dieses allen Flüchen verfallenen Tages gedenke, in welchem das Weib überlegen lächelnd, mit dem Geschick der ganzen Familie ihr Spiel trieb . . —"

Josephine fand also, wie gesagt, viel Wohlgefallen und Spaß an der Liebesaffaire der verhaßten Schwägerin. Sie hatte für Murat ebensowenig übrig, wie für seine Gemahlin, und pflegte von ihm, wenn sie gut aufgelegt war, zu sagen: „Dieser Mensch riecht auf eine Meile Entfernung nach Kanonenpulver, er wäre im Stande, den Herrn im Himmel nieder zu säbeln." *)

Einstweilen säbelte Murat nur Preußen und Russen nieder. Er war in Polen und hatte im November 1806 in Warschau seinen glänzenden Einzug gehalten. Sein theatralisches Costüm, das Federbarret, die hohen gelben Stiefel, der carmoisinrothe Rock, das alterthümlich gestaltete Schwert, an einer rothseidenen, mit Gold durchflochtenen Schnur hängend, der mit Pelz verbrämte grüne Dolman, das Tigerfell über dem Schlachtroß — dazu diese imponirende Haltung, der ihm vorausgehende Heldenruf: die vornehmen Polen waren vor Entzücken außer sich über ihn! Viel sprach man damals in Warschau von Murat's Anwartschaft auf den polnischen Thron, für den

*) Général Durand: „Mémoires" p. 51.

Fall, daß Napoleon die Absicht hätte, Polen als besonderen Staat wiederherzustellen. Murat überließ sich gern dem süßen Wahn, einst König von Polen zu werden.

Eines Tages erschien eine Deputation des polnischen Adels vor ihm: man sagte ihm tausend Schmeicheleien und sprach den Wunsch aus, Napoleon möchte die Unabhängigkeit Polens wieder herstellen und zwar unter einem seiner Familie angehörigen Souverän. So meinte denn Murat, er stände am Vorabend der ersehnten Thronerhebung. Er berichtete dem Kaiser über die Wünsche der Deputation, verschwieg jedoch, daß es den Anschein habe, als wäre ihm der Thron angeboten. Der Kaiser, der trotzdem wohl Etwas merken mochte, antwortete:

„Machen Sie es den Polen klar, daß ich nicht komme, um für die Meinigen einen Thron zu erbetteln. Mir stehen Throne genug zur Verfügung, die ich den Gliedern meiner Familie zuweisen kann."

Die Gerüchte von dem, was in Warschau vor sich ging, gelangten natürlich nach Paris und im Elysée wurden bereits Glückwunschbesuche abgestattet.

Auch die Kaiserin wußte um Alles. In Ermangelung der französischen Krone für ihren Sohn Eugen, würde es ihr Recht gewesen sein, ihn mit der Krone Polens geschmückt zu sehen und sie ärgerte sich nun bitter über das, was in Bezug auf Murat verlautete. Sie war es wohl auch, die nunmehr Napoleon unter der Hand von dem in Paris umgehenden Gerüchten benachrichtigen ließ.

Napoleon liebte es bekanntlich nicht, daß man ihm

irgendwie zuvorkam; er gab seiner ursprünglichen Absicht, das Königreich Polen wieder herzustellen, allerdings keine Folge, aber daß er, wie Mme. Rémusat behauptet, es deshalb unterlassen habe, weil ihn die der Großherzogin von Berg dargebrachten Glückwünsche, als der zukünftigen Königin Polens, geärgert hätten, ist schwer anzunehmen.

In der Möglichkeit, daß der polnische Thron den Murats zufallen könne aber lag nicht der einzige Grund zur Beunruhigung Josephines; sie hatte genugsam bemerkt, daß ihre Schwägerin während der langen Abwesenheit des Kaisers sich zur Königin aller Feste aufgeschwungen hatte; es schien ja als throne im Elysée und nicht in den Tuilerien die Souveränin. Caroline, viel jünger als die Kaiserin, erfreute sich des Rufes schön zu sein — durch ihr geschicktes Ränkespiel, ihre Rührigkeit war sie mehr die Herrscherin als Josephine, und diese blickte scheelen Auges auf die Rivalin ihrer Macht.

Ein trauriges Ereigniß lenkte eine Zeit lang die öffentliche Aufmerksamkeit von diesen gährenden Zuständen ab. In Holland war der kleine Napoleon, der älteste Sohn Hortenses, gestorben. Mme. Murat brach sofort nach dem Haag auf, um den untröstlichen Eltern oder vielmehr ihrem Bruder Louis, ihr Beileid zu bezeugen, denn für Hortense hatte Caroline durchaus gar keine Zuneigung. Um Hortense zu trösten, machte sich unmittelbar hinter Caroline auch die Kaiserin auf. Im Schloß zu Laeken, unweit Brüssel, wohin sich König und Königin mit dem zweiten Sohne verfügt hatten, traf man zusammen.

Josephine nahm von dort ihre von dem Unglücksfall schwer getroffene und körperlich leidende Tochter mit nach Malmaison, während Louis nach dem Haag zurückkehrte.

Mme. Rémusat, welche die Kaiserin begleitet hatte, bemerkt in ihren Erinnerungen, daß König Louis sich sehr besorgt um seine Frau gezeigt hätte, und daß dies das Mißfallen der Mme. Murat erregt zu haben schiene.*)

Nach kurzem Aufenthalt in Malmaison und Paris reiste die Königin von Holland nach dem Pyrenäenbad Cauterets. Dort traf sie mit Herrn Decazes, dem Privatsecretär der Madame Mère, der später zu den Günstlingen Ludwig XVIII zählte und Herzog wurde, zusammen. Auch Decazes hatte einen Verlust in seiner Familie zu betrauern, und die Gleichartigkeit des Unglücks führte zwischen Beiden zu einer Annäherung, aus der sich allmählich ein intimes Verhältniß entwickelte; Hortense und Decazes sahen sich täglich, gingen miteinander spazieren, frühstückten, dinirten miteinander. Fama, die stets Horchende und Flügelstarke, flog mit der Neuigkeit nach Paris. Inzwischen war Louis seiner rückkehrenden Gemahlin bis Paris entgegengereist — dort sorgte die boshafte Caroline für alles Uebrige.

Der König Louis, der hoch erfreut darüber war, daß Hortense sich wieder in anderen Umständen befand*) und

*) Mme. de Rémusat: „Mémoires" III, 140.

**) Der am 20. April 1808 geborene Knabe wurde später der Kaiser Napoleon III; man hat vielfach nicht nur Decazes, sondern auch den holländischen Admiral Verhuell, der sich ebenfalls damals in Cauterets aufhielt, für den Vater gehalten. Das weiche Naturell, das etwas phlegmatische, träumerische Wesen des unglücklichen Kaisers

dabei gern der in Laeken stattgehabten Aussöhnung gedachte, wurde gegen seine Gemahlin nun derart aufgebracht, daß seitdem die von vornherein schon unglückliche Ehe als für immer aufgelöst anzusehen ist — auch dies ist Carolines Werk! —

Nach endlicher Rückkehr des Kaisers erfolgte noch im September die Uebersiedelung des Hofes nach Fontainebleau — diese Wochen in Fontainebleau nach den großen Erfolgen des letzten Feldzuges stellen die üppigste Zeit des Kaiserthums dar, sie sind im Vorhergehenden schon besprochen. Mme. Rémusat geht allen übrigen zeitgenössischen Chronisten in der Beschreibung dieser Episode voran: sie ist der Saint-Simon derselben. In der Entfaltung von Luxus und Pracht ragten die Murats hervor, jeden Abend war großes Diner bei ihnen, auch wollte Caroline, sofern es sich um elegante und liebenswürdige gesellschaftliche Formen handelte, alle Uebrigen ausstechen — dies gelang ihr nicht immer, obwohl sie hochgepriesen wurde.

Es ist so angenehm, so überaus leicht für Den, der eine hohe Stellung einnimmt, gütig zu sein, und man muß sich in Wahrheit wundern, daß es so wenig wirklich gütige Fürsten und Fürstinnen giebt! Auch bei Caroline war die Güte nur ein Firniß, aber — das muß man sagen — er war fein aufgetragen; in dem Festrausch, in welchem

---

würde für die Vaterschaft des Letztgenannten sprechen; Hortenses leichte Sitten lassen ja leider alle möglichen Vermuthungen in dieser Beziehung zu. Daß Louis sich nie für den Vater des Kindes halten wollte, hat vielleicht den ersten Anstoß zu den Gerüchten gegeben.

sie aufzugehen schien, hätte Niemand geglaubt, daß sie fort und fort an den Fäden einer großen Intrigue spinne. Herrn von Metternich, dem österreichischen Gesandten, hatte sie Junot's Posten übertragen — Junot war ja auf dem Wege nach Lissabon. — Metternich war hübsch, hatte etwas Verführerisches, tanzte vorzüglich, Caroline zeichnete ihn in so auffälliger Weise aus, daß davon geredet wurde: man glaubte, es handle sich nur um Gefallsucht — allein es lag auch hier in dem koketten Spiel ein tiefer Sinn. Hätte der Kaiser die neue Intrigue seiner Schwester durchschaut*), so hätte wohl sein Respect vor den politischen

*) Anmerkung des Herausgebers. Es erscheint nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, von denen der Herr Verfasser dieses Werkes keine Notiz nimmt, doch wahrscheinlich, daß Napoleon um das Verhältniß Carolines zu Metternich wußte, ja daß er selber möglicher Weise es veranlaßt hat. Wie wir hören, hat im Frühjahr 1808, als die Stimmung Oesterreichs anfing, dem Kaiser Bedenken zu erregen, derselbe gelegentlich einer Cur in den Tuilerien der Großherzogin im Vorübergehen mit einem Seitenblick auf Metternich zwar leise, aber doch so, daß horchende Ohren ihn verstehen konnten, gesagt: „amusez ce niais-là, nous en avons besoin". Caroline sollte den österreichischen Gesandten amusiren, um seine Aufmerksamkeit von den Verlegenheiten abzulenken, in welche die französische Regierung durch ihre spanische Politik gerathen war. „Niais" ist, nebenbei bemerkt, eine Bezeichnung, welche Napoleon vielfach brauchte, sie bedeutet in seinem Munde nicht immer Dummkopf oder Schwachkopf, wie die Meisten glauben, sondern ist ein im Unwillen hervorgestoßenes Epitheton und seine Worte würden etwa besagen: „Amüsire den Kerl da, wir brauchen ihn." Daß Clemens von Metternich in Napoleons Augen ein Schwachkopf war, ist nicht anzunehmen, im Gegentheil ist er wohl — wie er es verdiente — für einen geriebenen Diplomaten gehalten worden; dafür spricht ein anderer Auftritt, welcher vielleicht gelegentlich derselben Fete in den Tuilerien sich er=

Talenten Carolines zugenommen, aber sein Mißfallen sich zugleich gesteigert. Die Avrillon spricht offen über das neue Verhältniß („Mémoires“ I. 353) und die Rémusat bemerkt, daß Metternich sich der Großherzogin von Berg gegenüber nur verstellt habe, und daß diese vielleicht angenommen habe, der bei Hofe damals einflußreiche Minister könne ihr von Nutzen sein. Uebrigens hätte nach den Auffassungen der Rémusat Metternich der Großherzogin lange Zeit seine Zuneigung bewahrt, was er dadurch an den Tag gelegt hätte, daß er Murat, soweit er es vermochte, auf dem neapolitanischen Throne erhielt. Metternich hat sich auch — wenn man Fouché glauben will — da es ihm leicht wurde, sich bei den Frauen einzuführen, an Hortense und Pauline gewandt, um kleine politische Daten zu sammeln.

Obwohl Caroline bereits, wie man sah, das Factotum Napoleons, Herrn Maret, und den Polizeichef Fouché an ihren Wagen geschirrt hatte, sah sie auch noch nach Talley-

---

eignete. Der Marschall Lannes war zufällig hinter Napoleon zu stehen gekommen, als dieser sich in ein Gespräch mit dem österreichischen Gesandten vertieft hatte. Kaum war Metternich abgetreten, als Lannes in ein schallendes Gelächter ausbrach. „Was soll das heißen,“ rief sich hastig umwendend Napoleon mit jenem kreischenden Ton in der Stimme, der ihm eigen war, wenn sein corsisches Blut in Wallung kam. Lannes aber, der viel zu dickfellig war, um sich dadurch imponiren zu lassen, lachte herzhaft weiter, indem er dazwischen rief: „Nein . . über Carolines Geschmack . . hätte ich ihm, während Du (Lannes duzte seinen zum Kaiser gewordenen Kameraden nach wie vor) mit ihm sprachst, hinterrücks einen Tritt gegeben, Du würdest vorn auf dem süß lächelnden Munde Nichts gewahr geworden sein.“ —

rand aus. Da sie sich in Fontainebleau täglich mit ihm begegnete, so fand zunächst ein Austausch kleiner Artigkeiten statt. Sie frug ihn um Rath über Dieses und Jenes, lachte und lächelte bereitwillig zu seinen Scherzen und Bonmonts, ja sie gab das Signal zu kleinen allgemeinen Applausen, ihr „sehr gut" fand stets ein vielstimmiges, dem witzigen Pfifficus schmeichelndes Echo in den Sälen zu Fontainebleau.

Es kommt wohl selten vor, daß ein Mann feinen Schmeicheleien widersteht, besonders wenn dieselben von einer Dame ausgehen, und diese Dame gar noch eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Um das zu können, muß der Betreffende Charakter und ein starkes Bewußtsein haben. Von diesen beiden Dingen besaß Tallyrand keines und leistete seiner Gefangennahme durch Caroline keinerlei Widerstand. Es gab da Unterhaltungen zwischen ihm und der Großherzogin, welche nicht den frivolen Ton hatten, wie die vorausgehenden. Caroline verhehlte dem neu gewonnenen Freunde nicht, daß sie sich verletzt fühlte, weil der Kaiser sie einzelnen der Geschwister gegenüber zurücksetze und zwar aus dem Grunde: weil Monsieur de Talleyrand es so wolle.

Wie konnte Ihre kaiserliche Hoheit so Etwas von ihm glauben? That ihm doch der Kaiser nicht die Ehre an, ihn in Famalienangelegenheiten um seinen Rath anzugehen. Wäre er gefragt worden, so hätte er sicherlich die hohe Meinung, welche er von den Talenten Ihrer Hoheit habe, ver . . ."

„Dann ist es also meines Mannes wegen," unterbrach ihn Caroline, „nicht wahr? Sie halten ihn nicht für . . gewachsen den Aufgaben der hohen Politik?"

„Was wollen Sie! Er ist bewundernswürdig, heldenhaft an der Spitze attackirender Cavallerie, aber im Rathe hat man wenig Gelegenheit, dergleichen Fähigkeiten zu entfalten und . . ."

„Gut! Aber bin ich denn nicht da?"

Talleyrand ergriff die günstige Gelegenheit, einige umfangreiche Höflichkeiten vorzubringen, ja er ging so weit, Caroline mit Medea zu vergleichen. Er fügte hinzu, daß er vollkommen überzeugt sei, daß, wenn der Kaiser seinem Schwager Murat ein Scepter übergeben würde, es die zarte weiße Hand seiner Gemahlin wäre, die dasselbe zur Zufriedenheit der ganzen Welt schwingen würde.

Es folgten beiderseits dann einige Scherze über Murat, noch einige schöngedrechselte Redewendungen und dann trennte man sich, gegenseitig von einander entzückt.

Infolge derartiger Unterhaltungen kam Talleyrand zu der Ueberzeugung. Caroline wäre eine Art Macchiavelli. Er sagte ihr, was im vorigen Jahrhundert Marmontel vom Abbé Galiani gesagt hatte, sie trüge zwischen den Schultern das Haupt Macchiavelli's. Es war eine gefällige Form, um auszudrücken, daß sie sich über das Herkömmliche, über alle Pflichten hinwegsetze. Es steckte hinter seiner Bemerkung wohl auch ein beißender Spott: machte er Anspielungen auf den zu der Gestalt der Großherzogin in keinem Verhältniß stehenden Umfang des Kopfes?

Uebrigens verfehlte Talleyrand nicht, mit dem Kaiser über die Großherzogin zu sprechen, und da er merkte, wie sehr es demselben gefiel, Gutes über Caroline zu hören, so kam er auch auf die „Tiefe ihres Geistes“ und den „edlen Schwung“ desselben zu sprechen. Auch Maret nahm sich ein Herz, zu verschiedenen Malen das Lob der Großherzogin anzustimmen; Fouché blieb auch nicht zurück. Das genügte, um den Kaiser in seiner Meinung, Caroline wäre eine bedeutende Frau, zu bestärken; er pflegte damals zu sagen, sie wäre diejenige unter seinen Geschwistern, die ihm am meisten ähnlich sehe. Während man soviel von ihr sprach, sprach man fast garnicht von ihrem Gemahl. Murat verfiel denn auch auf außereheliche Zerstreuungen; seine Gemahlin machte ihm keine Vorwürfe, behielt aber Alles wohl im Gedächtniß, um eines Tages für sich Vortheil daraus zu ziehen. Zeigte Murat zuweilen Unwillen darüber, daß man ihm den zweiten Platz anweise, so setzte Caroline ihm auseinander, daß sie um seines eigenen Besten willen sich mit diesem vielmaschigen Ränkespiel befasse, weil Frauen in solchen Dingen stets besser zurechtkämen als Männer, und so gelang es ihr, ihn wieder zu beruhigen. Einige Mal kam es aber auch zu kleinen, heftigen Auftritten am großherzoglichen Herde — der Mann war natürlich der unterliegende: er mochte noch so sehr schreien und gesticuliren, seine Frau, mit der Geschwindigkeit einer Schlange, huschte unter den Dornen dahin und demonstrirte ihm, daß er Alles, was er wäre, nur ihr zu verdanken habe; sie werde ihm künftig aber

noch andere Vortheile einbringen und zwar weit glänzendere. Sie ließ dann vor seinen Augen eine Krone flimmern und erklärte ihm, er wäre der glücklichste der Ehemänner, weil er ein so vollkommenes Wesen wie sie zur Frau habe. —

Der Aufenthalt des Hofes in Fontainebleau dauerte über zwei Monate. Jede Woche war bei der Großherzogin Ball, und sie gab sich die größte Mühe — auch die übrigen Prinzessinnen gaben Bälle — die ihrigen zu den beliebtesten zu machen. Bei den Festen, welche der Kaiser im Park gab, erschien sie stets in dem von ihm vorgeschriebenen Jagdanzuge, sie nahm sich besser darin aus als in Staats- und Ballkleidern; derselbe ist an anderer Stelle nach den Mittheilungen der Rémusat bereits des Näheren beschrieben worden. Es giebt auch noch eine mehr in's Einzelne gehende Beschreibung späterer Jagdcostüme Carolines, welche man in dem interessanten Werke von Bouchot: „Die Toiletten am Hofe Napoleons“ findet.

„Im April des Jahres 1812“, sagt Bouchot, „hatte Caroline zwei Jagdanzüge, und diese wurden als Wunder angestaunt; der eine war mit Silberstickereien überladen, hatte silberne Galons, silberne Paspeln und kostete 40 Louisdor; der andere, womöglich noch pompöser, war von rothem Casimir mit zierlichen Stickereien in Gold, dazu gehörte ein Reitkleid, eine sogenannte Amazone, von ostindischem Cattun, durchwirkt mit Gold: dieses Costüm kostete der Königin Caroline 1500 Francs; beide waren lediglich für die kaiserlichen Jagden bestimmt.“

Diese tollen Ausgaben! Und dabei nahm sich Caroline, so hören wir vielfach, in ihren Jagdkleidern aus wie eine Circus-Primadonna.

An die Fontainebleauer Feste schloß sich eine so glänzende Wintersaison (1807 zu 1808), wie sie wohl in Paris noch nicht dagewesen war. Maskenbälle, Costümbälle, gewöhnliche Bälle folgten in langer Reihe einer dem andern, und das Sonderbarste ist, daß Caroline das Centralgestirn wurde, um welches diese phantastische, frivole, sich in Prunk und Uebermuth spreizende Welt kreiste. Caroline war ja die jüngste der kaiserlichen Prinzessinnen: war sie nicht auch die geistig begabteste, war sie nicht eine der vorzüglichsten Tänzerinnen, die es am Hofe gab?

Auf besonderen Befehl des Kaisers mußte auch in Paris allwöchentlich von einer der Prinzessinnen ein Ball gegeben werden. Paulette hatte die Mittwoche belegt, die Großherzogin von Berg die Freitage. Es ergingen jedesmal etwa 150 bis 200 Einladungen. Dazu kamen aber noch die sogenannten „großen Bälle“, Ereignisse, von denen ganz Paris sprach und deren Beschreibung sich bei allen Memoirenschriftstellern findet.

Constant weiß von einem Maskenball zu erzählen, an welchem der Kaiser und die Kaiserin theilnahmen.

„Es war einer der schönsten,“ sagt er, „den man wohl je gesehen hat. Die Oper „Die Vestalin“ war damals neu und Mode geworden; anknüpfend an dieselbe wurde eine Quadrille zwischen Priestern und Vestalinnen vorgeführt, zu der Harfen und Flöten aufspielten — es

war eine wunderbare Musik; es gab Gauklervorstellungen, einen schweizer und einen tyroler Hochzeitszug u. s. w. Die Costüme waren reich und durchaus entsprechend. Einige Zimmer waren in förmliche Magazine umgewandelt, in denen ein vier-, auch fünfmaliger Wechsel der Costüme stattfand, sodaß sich der Ball fortwährend zu erneuern schien."

Auf der Fete, von der Constant hier spricht, gab es auch eine Quadrille, von der er nicht spricht: die Großherzogin führte dieselbe in Person vor, es war eigentlich mehr ein Ballet als eine Quadrille; die Costüme waren die von tyroler Bäuerinnen. Die Abrantes schreibt:

„Der Rock, sehr kurz, war von rother Wolle und hatte über dem unteren Saume ein breites dunkelblaues Band mit in Gold gestickten Blumen. Die Taille bestand aus breiten Achselträgern von derselben Farbe wie der Rock und mit goldener Rundschnur benäht. Diese Achselträger spannten sich über ein hemdartiges Corsett von sehr feinem Percal, das sich in dünnen Falten über Brust und Rücken legte. Die Aermel, bis an die Handgelenke reichend, waren unten mit einem emaillirten goldenen Knopfe geschlossen. Auf dem Kopfe hatten wir einen schleierartigen Putz von sehr feinem indischen Musselin, der an den Enden mit goldenen Stickereien verziert war. Schmuck war im Uebrigen verpönt. Rothe Strümpfe mit goldenen Zierrathen vollendeten das hübsche Costüm."

Die Abrantes beschreibt dann auch noch den Tanz selbst. Es nahmen an demselben 16 Bäuerinnen theil

nämlich: die Gräfinnen Duchâtel und Regnault de Saint Jean d'Angély, Mme. de Colbert, Mlle. de la Vauguyon, die Baronin de Montmorency u. s. w. Das Corps dieser Bäuerinnen wurde angeführt von einem Landvogt, den Mlle. Adelaide de la Grange darstellte. Herren waren ausgeschlossen.

Die Großherzogin hatte gewünscht, daß die Damen sich bei Mme. Junot versammelten und von dort in choro sich nach dem Elysee verfügten. Dies geschah dem hohen Wunsche entsprechend. Mlle. de la Grange, einen langen weißen Stab in der Hand, eine gewaltige Perrücke auf dem Kopfe, machte, als sie mit ihrem kurzgeschürzten Gefolge in den Saal trat, ein solches Aufsehen, daß die Tanzenden einen Augenblick wie auf Commando inne hielten, um zu staunen.

Das Gewirr der Tanzenden war wieder in vollem Gange, als man plötzlich die lauten und gebieterischen Worte vernahm:

„Ich will, daß sie sofort mein Haus verläßt!“

Einer sah den Anderen erstaunt an und schien zu fragen: was bedeutet das an einem Orte wie dieser? Man hatte sogleich die Stimme der Großherzogin erkannt und bemerkt, daß sie zu ihrem Kammerherrn sprach, der ein junges Mädchen, welches die Quadrille der Königin Hortense anführte, aus dem Hause weisen sollte. Die Sache hatte folgende Bewandtniß:*)

*) Man sehe auch: „Napoleon und die Frauen“ von Friedrich Masson (Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig, 1896), Seite 100.

Die Königin Hortense hatte ihrerseits die Aufführung einer Quadrille übernommen und für ihre Damen die Tracht römischer Vestalinnen ausgewählt; sie selbst nahm als Tänzerin Antheil, obwohl sie innerhalb eines Monats ihrer Niederkunft entgegensah (Napoleon III); die närrische Idee, eine Vestalin unter solchen — gesegneten — Umständen darzustellen, machte der hohen Dame unbeschreibliches Vergnügen: „ce sera très gai" (das wird spaßhaft sein) sagte sie . . Und um den Spaß noch lustiger zu machen, sollte ihre Quadrille von einer „närrischen Person" mit Pritsche und Schellen angeführt werden. Der Secretär der Großherzogin hatte ihr für diese Rolle eine junge, überaus gewandte Tänzerin, Mlle. Guillebeau, empfohlen, die bei ihrer Mutter wohnte und oft Einladungen zu den Bällen in den Häusern der Vornehmen erhielt, um Zigeunertänze und dergleichen mit der Handtrommel aufzuführen. Die Königin Hortense war sogleich einverstanden, der jungen Dame, als einer gewandten Priesterin Terpsichore's, das Commando über den Tanz der Vestalinnen anzuvertrauen. Wie spaßhaft! Die Guillebeau war von wunderschöner Gestalt und das feuerfarbene, enganschließende Atlas-Wams stand ihr vorzüglich.

Wahrscheinlich hatte der leichtsinnige Murat sich etwas zu nah an die „närrische Person" herangemacht und Frau Caroline bemerkt, daß das feuerfarbene Wams unlautere Flammen in ihrem Gatten entzündete. Daher kam wohl der aufbrausende Zorn derselben.

„Ich dulde nicht,“ rief sie laut, „daß dieses Geschöpf seine Tollheiten in meinen Palast einschmuggle.“

Solche Worte im Munde einer Caroline! Junot hatte eben erst die Reise nach Portugal angetreten! Waren sie nicht, wenn ihr auch Veranlassung dazu geboten sein mochte, sehr unüberlegt?

Der Kaiser, in einer Verkleidung, in welcher er völlig unkenntlich war, hatte dem Auftritt, der ja allem feineren Anstand in's Antlitz schlug, beigewohnt und war von „Mitleid“ für die närrische Person ergriffen worden; Hortense nahm sich derselben ebenfalls an, auch Josephine interessirte sich für die Ausgewiesene, und das Ende vom Liede war — daß die Guillebeau Vorleserin bei Ihrer Majestät der Kaiserin wurde.

Es folgte bald darauf die Reise des Kaiserpaares nach Bayonne: im Gefolge der Kaiserin befand sich die neue Vorleserin. Ihre Rolle war jedoch in kurzer Zeit ausgespielt.*)

Die Großherzogin aber erzählte eines Tages der Abrantes, Murat habe sich schon vor jenem Maskenfest im Elysée mit der Guillebeau eingelassen; es habe die Frechheit der Tänzerin, in ihrem Hause zu erscheinen, sie empört.

„Außerdem kann ich Ihnen sagen, ma chère“, fügte sie hinzu, „Ihr Mann — er ist ja jetzt weit fort in Portugal — hat die Demoiselle auch genau gekannt. Als

*) Masson: „Napoleon und die Frauen“, Seite 101. (Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.)

ich dieselbe damals vor die Thür setzen ließ, habe ich Sie gerächt."

Eine sonderbare Wendung!

In diesem nämlichen Winter kam es auf einem Ball im Elysée nochmals zu ärgerlichen Auftritten: Der Generalstab des Prinzen von Neufchâtel hatte die glänzendsten Tänzer, die es in Paris gab, aufzuweisen; wiederholen wir hier schon früher genannte Namen: da war de Canouville, de Septeuil, de Flahaut, Lecoulteux de Cantelau, de Girardin u. s. w. Diese Herren standen jedoch damals alle im Felde, waren in Deutschland, Spanien oder Portugal. Der Marschall Bessières, Commandeur der Garde-Cavallerie, gab daher seinen Obersten Befehl, ihm eine gewisse Anzahl Offiziere, flotte Tänzer sollten es sein, anzugeben, und diese sollten in das Elysée zu den Bällen der Großherzogin befohlen werden.

Zufällig war unter die Einladungen irrthümlich auch eine für einen in Spanien abwesenden Capitän gerathen. Dieser Herr war verheirathet und seine Frau, welche noch nie einem Hofball beigewohnt hatte, ergriff die günstige Gelegenheit, auf Grund der Einladung für ihren Gemahl sich auf dem Ball Carolines einzustellen. Ihre Toilette aber entsprach den Ansprüchen nicht, auch lenkte ihr wenig kunstfertiger Tanz die Aufmerksamkeit der Großherzogin auf sie.

„Was ist denn das für eine sonderbare Erscheinung," rief Caroline mit der gewohnten verächtlichen Miene der Mme. de Beauharnais zu.

„Ich kenne die Dame nicht, Hoheit.“

„An wen wollen Sie denn, Madame, daß ich mich wende, um es zu wissen? Sie sind es, Sie geben die Einladungen aus. Gehen Sie und fragen Sie das „Frauenzimmer“ nach ihrem Namen und wie es kommt, daß es hier in meinem Palais ist.“

Mme. de Beauharnais trat also an die junge Frau heran, die gerade mit einem Offizier tanzte, und frug nach ihrem Namen.

„Ich bin Mme. . . . die Frau des Capitäns . . .“

„In der That, Ihr Gemahl erhielt eine Einladung, ist er hier?“

„Er ist in Spanien,“ erwiderte ängstlich werdend die junge Frau, die in diesem Augenblick wohl lieber mitten unter den Guerillas Andalusiens oder Cataloniens gewesen wäre, als unter den Augen der Großherzogin von Berg. Zitternd harrte sie der Dinge, die da kommen sollten, und machte sich vielleicht klar, daß es doch wohl besser gewesen wäre, daheim zu bleiben, während ihr Gatte den Gefahren eines mörderischen Krieges ausgesetzt war, als ihrer Neugier und ihrer Tanzlust zu fröhnen.

„Entfernen Sie die Person,“ rief Caroline.

Hätte die Eingedrungene diesen trocken hervorgestoßenen Befehl gehört, sie hätte ihn wahrscheinlich für eine Entfernung aus dem Leben, für ihr Todesurtheil, gehalten.

Als sie ging, folgten ihr in demonstrativer Weise die Regimentscameraden ihres Gemahls, die sich in der Frau eines der Ihrigen für beleidigt hielten.

Der Kaiser, der auch auf diesem Ball war, hätte sich jedenfalls den Anordnungen seiner dünkelhaften Schwester widersetzt, wenn er davon Kenntniß gehabt hätte. Eine der wirklich-vornehmen Welt angehörige Dame hätte natürlich von dem Zwischenfall gar keine Notiz genommen oder vielleicht gar der eingedrungenen Dame den Wunsch ausgesprochen, sie möchte sich gut amüsiren.

Für dergleichen feinere Gesellschaftsformen hatte Caroline kein Verständniß; sollte sie es je einmal gehabt haben, so ist es zu Grunde gegangen in ihrem Parvenue-Dünkel, in ihrer allmählich zur Carricatur sich steigernden Aufgeblasenheit.

Drittes Capitel.

Junot in Portugal; er fällt in Ungnade. — Brief der Großherzogin von Berg an Junot. — Die Geheimnisse einer Geldkiste. — Murat in Spanien; seine Erwartungen. — Enttäuschung und Krankheit. — Murat ergreift Besitz von seinem Königreich Neapel. — Klatschereien in Paris. — Das Mobiliar aus dem Palais de l'Elysée wird heimlich nach Neapel geschafft. — Einzug Murat's in Neapel; Begeisterung der Bevölkerung — Sympathie der Neapolitaner für das neue Herrscherpaar. — Das Schlafzimmer der Königin. — Carolines Hofhaltung. — Die Königin sucht in die Rechte des Königs einzugreifen. — Ehestandsscenen. — Die Gutmüthigkeit Murat's und die Hartherzigkeit seiner Gemahlin. — Die Intriguen von Murat und Caroline, um den Kaiser auf dem Thron von Frankreich, falls er in Spanien ums Leben kommen sollte, zu ersetzen. — Caroline wird nach Paris befohlen. — Scheidung der kaiserlichen Ehe. — Die Bälle im Elysée. — Caroline geht nach Braunau, um die neue Kaiserin in Empfang zu nehmen. — Ein interessantes Diner im Elysée. — Rückkehr nach Neapel. — Die Schwäche Murat's seiner Frau gegenüber. — Herr de la Vauguyon wird der Liebhaber der Königin. — Herr Daure wird der Nachfolger des Herrn de la Vauguyon bei der Königin; deren Mißgeschick. — Es mangelt Murat an Charakter; ein unglückbringender Erlaß. — Die Königin geht nach Paris, um Alles wieder in Ordnung zu bringen.

Junot erhielt in Portugal die Benachrichtigung, daß er nicht mehr Adjutant des Kaisers wäre. Abgesehen von den großen pecuniären Vortheilen, welche diese Stellung mit sich brachte, und die dem nichts weniger als sparsamen

Junot verloren gingen, schmerzte es ihn tief, daß er bei seinem vergötterten Kaiser in Ungnade gefallen war. Er zweifelte nicht, daß dies eine Folge seiner Liebschaft mit Caroline sei, und schüttete seinen Kummer in das Herz seiner Frau aus. Diese, gut wie immer, und ohne Berücksichtigung ihres Widerwillens, der Maitresse ihres Mannes gegenüberzutreten, eilte eines Tages in das Elysee zu Caroline, und diese rieth ihr, eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen.

Während Mme. Junot also bemüht war, die Angelegenheiten ihres Mannes in ein besseres Geleise zu bringen, setzte sich Caroline, die ja jetzt Junot's nicht mehr bedurfte, an ihren Schreibtisch und richtete — nein, sie dictirte folgende zweideutig-süßliche Zeilen — an den General en chef der Armee in Portugal:

„Zu Paris, am 27. Februar 1808. Mme. Junot läßt mich soeben wissen, Herr Gouverneur, daß Ihr Adjutant heut Abend von hier abgeht. Ich hatte die Absicht, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, ein leichtes Unwohlsein aber fesselt mich an das Bett und verhindert mich, Ihnen eigenhändig zu schreiben. Wissen Sie wohl, daß Sie die Frau, welche Sie am meisten in der Welt liebt, tief beleidigt haben? Und Sie, der Sie mir hundertmal wiederholt haben, wie groß Ihre Liebe zu ihr sei, wie haben Sie nur den Beschluß fassen können, sie so zu betrüben! Hätten Sie ihre Thränen gesehen, so hätten Sie wohl reiflicher überlegt, ehe Sie solche Thorheiten begingen. Glauben Sie, daß sie glück-

licher sein würde, wenn Sie sich, in Ungnade gefallen, zurückzögen? Glauben Sie, daß das ein Mittel wäre, Ihre Kinder glücklicher zu machen. Krank oder nicht krank, gleichviel, ich rathe Ihnen, noch ferner zu dulden, die Entfernung mit mehr Geduld zu ertragen. Nach dem Feldzuge werden Sie das Glück haben, sie wiederzusehen und sie ihrerseits wird glücklich und zufrieden sein, Sie wiederzusehen. Sie werden Ihre Kinder an Ihr Herz schließen, während, wenn Sie unglücklich zurückkehrten, Sie wie sie es für immer wären; sie würden Beide sich grämen, Ihre Kinder im Unglück zu sehen. Wenn Ihre Gesundheit zu wünschen übrig läßt, so pflegen Sie dieselbe, dienen Sie aber lieber bis zu Ihrem letzten Seufzer, damit man nicht sagen könne, daß die Liebe zu Ihrer Frau oder das Mißfallen des Kaisers Sie veranlaßt hätten, eine so brillante Carriere aufzugeben. Je saurer es Ihnen wird, dort auszuhalten, desto dankbarer wird Ihnen der Kaiser für Ihre Aufopferung sein und ein desto vollkommeneres Glück werden Sie sich für die Zukunft sichern. Ich sollte Ihnen eigentlich zürnen, aber mein Interesse für Sie leitet mich stets und ich will hier noch Einzelheiten anführen. Es ist Ihnen ja bekannt, daß der Kaiser gesagt hat, es wäre ihm unmöglich, den Platz seines ersten Feldadjutanten, so wie er es sich im ersten Augenblick gedacht hatte, zu besetzen, und daß ihm viel Unannehmlichkeiten erwüchsen. Die Stellung, wie sie jetzt ist, wäre Nichts für Sie. Sie denken vielleicht, sie wäre so wie sie Ihnen zusagen würde, aber sie hat die Bedeutung, die

Auszeichnung nicht mehr wie früher. Der Kaiser beläßt Ihnen den Gouverneurposten von Paris. Sie haben wohl daran gethan, dem Kaiser zu schreiben, daß Ihnen der Adjutantenposten lieber wäre. Er aber, der Ihnen stets wohl will, hat Ihnen den besseren gegeben. Sie gehen in Ihrer Lebhaftigkeit nicht genug ein auf die Gesinnungen von Personen, die Sie lieben und die sich für Sie interessiren. Ich habe für Sie verschiedene Gnadenbeweise vom Kaiser erbeten, er hat sie mir auf das Liebenswürdigste zugesagt — unter Anderen den erledigten Platz Ihres Vaters für Ihren Schwager.*) Auch hat der Kaiser nicht aufgehört, davon zu reden, wie sehr er mit Ihnen zufrieden ist. Er behandelt Mme. Junot mit Auszeichnung, und auf jeder Gesellschaft richtet er einige artige Worte an sie. Und das gerade in dem Augenblick, da Sie sich so wenig klug benehmen! Sie wissen, wie sehr ich Mme. Junot lieb habe und Ihre kleine Familie, und wie sehr ich mich für Alle interessire. Mme. Junot sagte mir, daß einer Ihrer Freunde, Herr Magnien, demnächst hier eintreffen wird. Ich behalte mir vor, durch ihn Sie tüchtig ausschelten zu lassen, denn ich habe heute keine Zeit dazu. Der Großherzog ist vor acht Tagen abgereist; er hat alle Besorgungen, um die er Sie gebeten hatte, bestens erhalten und ich danke Ihnen vielmals auch für

*) Der Vater des General Junot reichte nach dem Tode seiner Frau seine Entlassung als Oberaufseher der Gewässer und Forsten von Dijon ein und bat, der Posten möge seinem Schwiegersohn, Herrn Maldau übertragen werden; dies geschah.

Ihre Bemühungen um Herrn Lafont.*) Der Großherzog hatte vor seiner Abreise keine Zeit mehr, an Sie zu schreiben, so habe ich es für ihn mit gethan.

Adieu, Herr Gouverneur, empfangen Sie die Versicherungen meiner Hochachtung

Caroline."

Es möge hier, ehe wir die Briefe Carolines des Weiteren durchsehen, gleich bemerkt sein, daß, als der unglückliche Junot in Folge eines Anfalles von Wahnsinn — es war 1813 — mit Tode abging, sich der Herzog von Rovigo, damals Polizeichef und ein Feind Junots', auf Befehl des Kaisers in dessen Hause einstellte, um eine Geldkiste zu durchsuchen, in welcher der Verstorbene wichtige Papiere aufzubewahren pflegte. Diese Geldkiste hatte ein Geheimschloß, und das Geheimniß desselben bestand in zwei Wörtern, welche aus zwei Alphabeten, die sich um einen Cylinder drehten, zu bilden waren. Durch einen höchst seltsamen Zufall, der jedoch erklärlich wird, wenn man an die stets thätige Voraussicht Carolines denkt, welche sich wahrscheinlich für alle Fälle von Junot die beiden Wörter hatte angeben lassen, war der Herzog von Rovigo unterrichtet; die Wörter lauteten: Laure (Laura), Paris.

Um die Leute irre zu führen, welche das Schloß öffnen möchten, hatte Junot sogar die Vorsicht gehabt,

*) Dieser Lafont war ein Neffe Murat's, Sohn einer seiner Schwestern; man verwechsele ihn nicht mit dem Freunde Paulettes, dem Schauspieler gleichen Namens.

beiden eine fehlerhafte Orthographie zu geben in: Laur und Pari. **Der Herzog** von Rovigo wußte auch hierüber Bescheid: der Mechanismus kam in Thätigkeit, die Kiste war offen. Wie sollte er zu dem Geheimniß der beiden Wörtern ohne Caroline gekommen sein?

Der Herzog entnahm der Kiste alle Briefe des Kaisers und der Großherzogin, welche sich darin vorfanden; einige der letzteren fehlten, sie waren im Besitz der Mme. Junot und einer davon ist soeben mitgetheilt.

Wenn in dem Briefe der Großherzogin steht, Murat sei abgereist, so heißt das soviel als Murat ist in Spanien: Murat war schon in den letzten Tagen des Februar 1808 von Paris und zwar nicht ohne ein gewisses Widerstreben abgereist. Einerseits hatte Napoleon in der Abschiedsaudienz kein Wort über den Auftrag gesagt, der ihn in Bayonne erwarten sollte; dies beunruhigte ihn, sodann hatte er in Paris in Folge des unangenehmen Wesens seiner Frau, das ihn zwang viel außer dem Hause sein, nach Art der Prinzen des ancien régime galante Abenteuer aufgesucht — gerade in diesem Augenblick Paris verlassen zu müssen, war ihm unangenehm; es gereichte ihm jedoch zum Troste, daß Junot in Portugal und nicht in Paris war.

Was Caroline betrifft, so dachte sie gar nicht mehr an Junot; der Brief, welchen man eben gelesen hat, enthält wohl die endgültige Absage, wenn auch viel darin von zukünftigen Tagen die Rede ist. Caroline hatte den früheren Geliebten mit keinem Wort dem Kaiser gegenüber vertheidigt; sie sagte auch Nichts, als der Kaiser ihn zum

General-Gouverneur von Portugal machte und ihm auf dem Pariser Gouverneurposten einen Nachfolger gab, wodurch ihm eine bisher bezogene Gratification von 300000 Francs jährlich verloren ging. Caroline brauchte Junot nicht mehr: sie ließ ihn also fahren und fallen. Sie beobachtete indeß die Ereignisse mit scharfem Auge; sie sah, daß sich über Spanien finstere Wolken sammelten, und ihre Gedanken beschäftigten sich lebhaft mit dem Vortheil, welchen sie aus kommenden Ereignissen würde ziehen können. Wie eine Spinne, welche der Fliege harrt, die in ihr Gewebe gerathen könnte, lauerte sie darauf, ob nicht irgend eine Krone in ihr Bereich fallen und sie dieselbe erwischen könnte.

Murat, obwohl er nicht von der Verschlagenheit eines Rivarol war, paßte doch gerade so scharf auf, wie seine Gemahlin. Er glaubte zu bemerken, daß sich hinter dem geheimnißvollen Gange der Ereignisse die Absicht des Kaisers verstecke, die spanischen Bourbons vom Throne zu stoßen. Er erlaubte sich auch eines Tages den Kaiser zu fragen; er lebte ja in der Hoffnung, daß, nachdem die westphälische Krone und die Krone Polens an ihm vorüber gegangen waren, auch die freie Schweiz in kein Königreich für ihn umgewandelt worden war, ihm wäre die Krone Spaniens aufbewahrt. Der finstere Schwager aber hat ihm die garstig-trockene Antwort gegeben: er solle nur daran denken, daß er Soldat wäre, er solle nur seine Divisionen gut zusammenhalten, für deren reichliche Verpflegung sorgen und Kämpfe soviel wie möglich vermeiden — das

Uebrige wäre nicht seine Sache. „Und," so lauteten die kaiserlichen Schlußworte, „wenn ich Dir Nichts sage, so geschieht es deshalb, weil Du Nichts wissen sollst" — Basta!

Da saß nun der arme Murat und war so klug als wie zuvor, hörte aber darum doch nicht auf zu hoffen. Es war doch ganz klar, daß Napoleon den Bourbonen den spanischen Thron nur abjagen wollte, um ihn Einem der Seinigen zu geben. Da Carl IV und sein Sohn Ferdinand VII sich nicht einigen konnten und das spanische Volk den „Friedensfürsten", den Günstling der Königin, nicht ausstehen konnte, so schien dies ja auch die allerbeste Lösung. Da sämmtliche Brüder Napoleons mit Thronen versorgt waren — Lucian kam wegen seines Mangels an Familien-Disciplin nicht in Betracht — für wen sollte der spanische Thron anders sein als für ihn, Murat? Er war also mit großem Eifer dabei, alle Pläne Napoleons bestens auszuführen, indem er dachte, er arbeite für sein eigenes Bestes.

Schrecklich war daher die Enttäuschung, als der General Savary ihm einen Brief überbrachte, in welchem endlich der Kaiser seinen Willen kund that.

„Ich bestimme," so hieß es in dem Schreiben, „daß der König von Neapel in Madrid herrscht. Ich will Ihnen das Königreich Neapel anvertrauen, oder das Königreich Portugal. Antworten Sie mir sofort, wie Sie darüber denken, denn innerhalb von vierundzwanzig Stunden muß es entschieden sein."

Napoleon hätte wohl besser gethan, nachdem er sich einmal in die spanischen Händel eingelassen hatte, Joseph in Neapel zu lassen und das Königreich Spanien an Murat zu geben. Murat's seltsame Kleidung, von einer Uniform kann kaum die Rede sein, sein Barett mit den wehenden Federn, seine an die alten „Hidalgos" erinnernde Grandezza, das heißt Großthuerei, hatten in Madrid gefallen; andererseits hätten sein kriegerischer Ruf, seine Energie alle Widerstandsversuche wahrscheinlich schon im Keime erstickt. Es ist ja bekannt, mit welchem Nachdruck er in Madrid am 2. Mai den Aufstand niederwarf. Hätte er auf dem spanischen Throne gesessen, die Erhebungen in den Provinzen hätten die Zeit nicht gehabt, um ernst zu werden. Wenn der Kaiser es vorzog, seinem Schwager den neapolitanischen Thron statt des spanischen zu geben, so geschah es vielleicht lediglich aus dem Grunde, weil er sich erinnerte, welch unsinnigen Widerstand ihm Murat entgegengesetzt hatte, als es sich um die Abtretung Wesels handelte, und wollte er ihm deshalb ein Ländergebiet von solcher Wichtigkeit wie Spanien nicht anvertrauen.

Murat wurde von der Nachricht so schwer betroffen, daß er erkrankte — die Krankheit wurde ernst, und die Aerzte schickten ihn nach Barèges ins Bad.

Die Großherzogin, deren Enttäuschung keine geringere war, erkrankte zwar nicht, verheimlichte aber dem Kaiser nicht ihre und ihres Gemahls tiefe Verstimmung. Sie fand, daß die neapolitanische Krone gar zu klein für ihr Haupt wäre. Darauf schrieb der Kaiser an Murat, wie

an ein schmollendes Kind, und der neue König entschloß sich denn auch endlich, Besitz von seinem Königreich zu ergreifen: er nannte sich fortan „Joachim Napoleon I, König von Neapel und beider Sicilien". Sein Reich zählte 6 Millionen Bewohner. Er entsagte in den „Abmachungen von Bayonne" seinem Privatbesitz in Frankreich, darunter auch dem Elysée, dem Landsitz zu Neuilly, den Ställen zu Artois u. s. w. Als Ersatz sollte er die auf römischem Gebiet gelegenen Güter des Hauses Farnese und eine Dotation von 500,000 Francs Rente auf das Nationalvermögen des neapolitanischen Staates erhalten.*)

In Paris wurden die Vorgänge natürlich lebhaft besprochen; die Meinungen waren getheilt. Obwohl man ja an eine ununterbrochene Folge außerordentlicher Ereignisse hinlänglich gewöhnt war, so erregte die erste Nachricht, welche am 20. Juni eintraf, von der am 8. erfolgten Abdankung Josephs doch eine gewaltige Aufregung; die Königin Julie war ihrem Gemahl voraus bereits in Frankreich eingetroffen, ehe noch die Nachricht von der Thronentsagung bekannt wurde. Der Nachfolger war noch nicht bestimmt — wer mochte es sein? Man nannte wohl hier und da Murat, fügte aber leise hinzu, derselbe wäre krank, er wäre geistig umnachtet. Man wollte wissen, daß in der kaiserlichen Familie ein fürchterlicher Zwist ausgebrochen wäre, daß die Kaiserin für ihren Sohn Eugen den Thron von Neapel fordere, daß Jerome ihn gegen

*) Roi Jérôme: „Mémoires" VII. 491.

den westphälischen eintauschen wollte, und Mme. Mère habe Schritte beim Kaiser gethan, damit Lucian König von Neapel würde.

Endlich war aller Zweifel gehoben. In Neapel wurde vor dem Ministerrath ein Anhang zur Constitution verlesen, in welchem der Kaiser dem Großherzog von Berg das Königreich abtrat und die Erbfolge in der Primogenitur festsetzte, jedoch unter Beifügung folgender seltsamer Klausel: Die Königin Caroline soll den Thron besteigen und in ihrem eigenen Namen die Regierung führen, falls sie ihren Gemahl und die Kinder männlichen Geschlechtes überlebt.

Carolines Ehrgeiz hatte eben alle Eventualitäten im Auge gehabt und bei Napoleon den eben angeführten Zusatzartikel zur Constitution erwirkt. Nach unzähligen Winkelzügen, Ränken und Bittgesuchen hatte sie ja nun das bei ihrem Bruder durchgesetzt, was sie am Allermeisten wünschte — Caroline hatte eine Krone!

Napoleon hat eines Tages über die unaufhörlichen Quälereien seiner Schwester sich in origineller Weise ausgelassen, indem er sagte:

„Der Mme. Murat gegenüber muß ich stets in regelrechter Schlachtordnung aufmarschiren.“ *)

„Wer Caroline,“ sagt die Abrantes, „so genau wie ich kannte, der wird mir glauben, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß sie nach Empfang der Nachricht während mehrerer Stunden vor Freude den Verstand verloren hat.“**)

*) Comte Roederer: „Oeuvres“ III. 515.
**) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires“ VII. 275.

Ihr Großherzogthum, die unerhörten Erfolge ihres Bruders, die hervorragende Bedeutung der Familie hatten sie allerdings vorbereitet, ihre Freude war aber doch so groß, so wild, daß man hätte glauben sollen, die Krone käme ihr ganz überrascht, — auch hatte sie sich ja eine größere gewünscht.

Der Kaiser gab bei dieser Gelegenheit das erste Zeichen für eine Aenderung in Bezug auf das Verhältniß der neuen Königreiche, indem er den Königen die Stellungen höchster Beamter zuwies und ihnen ein Avancement vorbehielt, wie den Generälen und Präfecten, jenachdem es ihn bedünkte, jenachdem die Dienste waren, welche sie geleistet hatten, oder noch weiter leisten sollten.

Ehe die neugebackene Königin Paris verließ, war dort das Gerücht verbreitet, der König Joseph hätte die schönsten Gemälde der Gallerie Farnese, ebenso wie die werthvollsten Kunstgegenstände der Museen, auch das schönste Mobiliar des Schlosses mit sich nach Spanien genommen. Caroline war außer sich. Der General Mathieu Dumas aber, welcher soeben aus Neapel eintraf, hatte ein Verzeichniß aller Kunstschätze, die vorhanden waren, anfertigen lassen und eilte in das Elysee, um die Königin zu beruhigen. Er sagte ihr, sie werde bei ihrem Eintreffen Alles finden, was in dem Inventar verzeichnet wäre, es befände sich in den Händen des Schloßintendanten ein Duplicat. Es fehle Nichts.*)

*) Lieutnant Général Comte Mathieu Dumas: „Souvenirs“ III, 323.

Nun erging sich Caroline in Lobeserhebungen über ihren Bruder: „daß derselbe Nichts mitgenommen habe.“ Sie aber, obwohl eben noch voller Empörung über Josephs vermeintliche Unrechtlichkeit, ging, ohne mit der Wimper zu zucken, an eine völlige Ausräumung des Elysee. Wahrscheinlich fürchtete sie, sie würde für die ungeheuren Räume ihres neapolitanischen Palais nicht genug Mobiliar vorfinden, auch nicht Gemälde genug zum Schmuck der Wände, überhaupt nicht genügend Kunstgegenstände: Alles wurde für den Transport nach Neapel eingepackt. Der Intendant des Mobiliars der kaiserlichen Schlösser, Herr Lefuel, erschien, um höflichst Einspruch zu erheben. Er erhielt die Antwort, die Königin könne ihn innerhalb der nächsten zehn Tage nicht empfangen, sie wäre leider so sehr durch ihre Reisevorbereitungen in Anspruch genommen. So erschien denn Herr Lefuel nach vierzehn Tagen wieder. Er fand den ganzen Hof des Palais mit Kisten und Kasten angefüllt, welche man eben auf eine Anzahl von Lastwagen verladen wollte. Als er in das Innere des Palais trat, fand er es zu seinem Schrecken vollkommen ausgeräumt; als er darauf den Intendanten Carolines um eine Erklärung ersuchte, erhielt er dieselbe in folgender Form:

„Die Königin von Neapel hat Befehl ertheilt, Alles einzupacken: mir blieb also weiter nichts zu thun übrig.“

„Aber ich bin doch der Verantwortliche,“ warf Herr Lefuel ein.

„Da würde ich an Ihrer Stelle ein Inventar von

allen Möbeln und sonstigen Gegenständen aufnehmen, welche fehlen, und dasselbe dem Ministerium einschicken."

Es blieb dem unglücklichen Intendanten der kaiserlichen Schlösser nichts anderes übrig. Es erfolgte jedoch keine Antwort auf seine Eingabe: der Kaiser wollte nicht, daß Paris erführe, seine Schwester habe das als Nationaleigenthum geltende Mobiliar des Elysee mitgehen heißen — wäre durch einen Castellan oder Pförtner der geringfügigste Gegenstand abhanden gekommen, derselbe wäre in den Kerker geworfen worden, denn ewig wahr sind des Dichters Worte:

> „Jenachdem Du dastehst, hoch oder niedrig, macht Dich die Welt in ihrem Urtheil weiß oder schwarz."

Die so eilig von der Königin Caroline entführten Nationalschätze sind nie nach Frankreich zurückgekommen. Als König Ferdinand nach Murat's Abzug aus Neapel im dortigen Schloß eintraf, fand er die Gegenstände vor, er behielt sie als Entschädigung für sein Exil. Er hat Alles, wie er es vorfand, belassen und nichts geändert oder fortgenommen.*)

Murat hatte vor seiner Abreise, kaiserlicher Anordnung entsprechend, auf das Großherzogthum Berg Verzicht leisten müssen, dasselbe sollte für den ältesten Sohn Louis' und

*) M. de Castellane schrieb 1825: „Wir haben den Palast Portici besucht; man wundert sich, darin große Porträts Napoleons und Murats zu sehen, ja es sind, glaube ich, alle Bonapartes in Bildern vertreten; man hat Alles so belassen, wie es zu ihrer Zeit war.

Hortenses reservirt bleiben. Napoleon hatte außerdem verfügt, daß Mobilien und Immobilien, die der neue Souverän in Frankreich besaß, an das kaiserliche Krongut zurückfielen.

Man hat eben gesehen, auf welche Weise diese in den Abmachungen von Bayonne enthaltenen Bestimmungen von der gewissenlosen Königin innegehalten wurden — nur die frühere Residenz der Murats, das sogenannte Hôtel Thélusson, wurde dem Werthe nach bezahlt. Will man einem damals in Petersburg umlaufenden Gerüchte Glauben schenken, von welchem Joseph de Maistre Notiz nimmt, so hätte Napoleon das Grundstück erworben, um es der russischen Gesandtschaft anzubieten.

Napoleon sagte damals zu Murat:

„Wie hoch kommt Dir Dein Haus in der Cerutti-Straße zu stehen?"

„Vierhunderttausend Francs."

„Ich spreche nicht von den vier Wänden; ich meine das Haus und Alles, was darin ist, Mobiliar, Tafelgeräth: Alles, Alles."

„Dann, Sire, würde es sich um eine Million handeln."

„Gut! Hier hast Du eine Anweisung auf eine Million. Estève wird zahlen. Das Haus ist also von nun an mein Eigenthum: ich werde es der russischen Gesandtschaft einräumen." *)

*) Dieses schöne Haus hatte am Eingange ein monumentales Thor, eine Art von Triumphbogen. Die Lafitte-Straße geht heute mitten durch die zum Hause gehörigen Gärten.

Endlich brach Murat, der sich darein gefunden hatte, ein so kleines Königreich zu beherrschen, von Paris auf. Als ein Zeichen des Vertrauens, welches er seinen Unterthanen entgegenbrachte, schickte er seine Kinder voraus: dies machte auch einen sehr guten Eindruck.*) Caroline sollte dem König in kurzer Zeit nachfolgen.

Murat wurde in Neapel ein glänzender Empfang bereitet. Um den Bewohnern wiederum zu zeigen, ein wie unbedingtes Vertrauen er in sie setze, war er nur von einem einzigen Adjutanten begleitet, es war Herr Paul de Vauguyon. Dieses Vertrauen hatte bei der Bevölkerung einen wahren Freudetaumel hervorgerufen: die Neapolitaner enthusiasmiren sich so leicht für jede neue Erscheinung, auch waren sie bereits durch eine zündende Proclamation

*) Herr Baudus, Gouverneur des Prinzen Achilles, hatte die Kinder unter seiner Obhut. Der Prinz war trotz der Bemühungen dieses guten und achtungswerthen Herrn Baudus sehr ungezogen. Er war von einer bei einem Kinde von 6 oder 7 Jahren ganz unglaublichen Eitelkeit, einem unausstehlichen Hochmuth. Er wurde nicht anders als „Monseigneur" titulirt: er commandirte das ganze Palais. Man sagt, er hätte häufig epileptische Anfälle gehabt, und man wäre so nachsichtig mit ihm gewesen, nur um diese zu verhüten. Hier ein Beispiel seines kindischen Dünkels: Es war ein sehr heißer Tag, so erzählt Mme. Cavaignac, ich sah den Prinzen in der Sonne sitzen mit feuerrothem Gesicht und sagte ihm, er werde sich Schaden thun. Was gab mir der etwa 8 oder 9 Jahr alte Junge zur Antwort? „Wenn man ein Napoleon ist, kann man der Sonne trotzen." Herr Baudus, der eine sehr schwierige Stellung hatte, wenn man bedenkt, daß er nicht nur mit der Ungezogenheit des Knaben, sondern auch mit dem Zerwürfniß der Eltern zu kämpfen hatte, gab dieselbe schließlich auf und trat als Bureauchef in das auswärtige Amt zu Paris.

des Königs in Stimmung gekommen. Murat's etwas charlatanartiges Wesen, sein martialisches Gebahren, sein wunderbarer Aufputz thaten das Uebrige — er gefiel außerordentlich!

Als einige Zeit später Caroline eintraf, war derselbe Erfolg zu verzeichnen. Selten hat wohl ein Königspaar eine so deutlich zu Tage tretende Sympathie gefunden und ist in so kurzer Zeit von der Liebe des Volkes umringt worden. Ein Tedeum gehörte zu den Empfangsfeierlichkeiten, Salutschüsse, Glockengeläut, am Abend große Illumination.

Das königliche Palais in Neapel ist reizend gelegen. Vor den Fenstern von Carolines Schlafzimmer lag der Golf ausgebreitet, der ja an landschaftlicher Schöne auf Erden seines Gleichen nicht hat. Der Pausilippo mit seinen grünen blumenbesäten Geländen, seiner Grotte, die blaue Wasserfläche, in der sich die schönen Conturen der Ufer und Inseln spiegeln — Alles so wunderbar herrlich!

Ihr Wohnzimmer hatte die neue Königin mit unglaublichem Luxus ausstatten lassen, es war mit weißem Atlas tapeziert, dessen matter Schimmer den Reizen ihres rosigen Teints vortheilhaft sein sollte. Hier empfing sie alle jene Personen, vor denen sie nicht in officieller königlicher Erhabenheit zu erscheinen brauchte. Sie pflegte bei solchen Gelegenheiten auf einem Ruhebett, das mit einer weißen, in Rosa zierlich gestickten und von rosafarbenem Atlas eingefaßten Tülldecke behangen war, zu ruhen, sie stützte dabei den Ellbogen auf einen kleinen Hügel prächtig

gestickter Kissen; ihr Kopfputz war von herrlichen Spitzen, ihr luftiges Gewand mit Spitzen reich garnirt; ihr Antlitz, sagt ein schwärmerischer Berichterstatter, glich einer Rosenknospe, die auf einer aus Spitzen bestehenden weißen Wolke ruht.

Der königliche Hof war im Uebrigen in der ersten Zeit nicht allzu glänzend. Caroline hatte ihre Pariser Hofhaltung zunächst nur um sieben Ehrendamen vermehrt, sie war damit ganz zufrieden, unzufrieden aber vor Allem darüber, daß sie die königliche Regierungsgewalt mit ihrem Gemahl theilen mußte: sie wollte dieselbe für sich allein. War Elisa in Florenz nicht eine selbstständige Fürstin, obwohl sie doch nur Großherzogin war? Elisas Gemahl war Nichts als der Großherzogin erster Unterthan. Warum sollte sie, Caroline, die doch weit mehr Fähigkeiten besaß als jene, nichts sein als die Gemahlin eines Königs? War das nicht geradezu erniedrigend für sie?

Sie war von vornherein darauf bedacht gewesen, an der Regierung Theil zu nehmen und verlangte gleich nach ihrer Ankunft in Neapel Platz und Stimme im Ministerrath. Sie fand hierbei in ihrem Landsmann Salicetti lebhafte Unterstützung. Allein Murat, so schwach er auch seiner Gemahlin gegenüber sonst war, hielt darauf, daß die königliche Prärogative für ihn allein aufbewahrt blieb, und zeigte dabei dieselbe Hartnäckigkeit wie seine Gemahlin in dem Wunsche, sie ihm zu entreißen oder sie mit ihm zu theilen: es entstanden daraus die allerschlimmsten Zwistigkeiten, zeitweise ein vollkommenes Zerwürfniß.

Auf's Geradewohl, oder in der Voraussicht, daß die Zukunft vielleicht manchen glücklichen Zwischenfall bringen könnte, suchte sie sich auch in Neapel eine „Partei Caroline" zu schaffen, gerade wie sie es vor Jahren in Paris gemacht hatte: diesmal galt es, der Macht Murat's ein Gegengewicht zu schaffen. Sie suchte zunächst den alten Bekannten, späteren Feind der Familie Bonaparte, Herrn Salicetti, an sich zu fetten; es gelang auch in der ersten Zeit, allein der neue Freund zog sich bald wieder zurück, weil ihm die Umgebung der Königin mißfiel, namentlich konnte er die Herren von Montrond und de la Vauguyon nicht ausstehen. Er sagte, als er sich vom Hofe zurückzog, zu Murat: er wolle mit solchen süßen Gecken nichts zu schaffen haben.*)

Murat aber merkte wohl, wie seine Gemahlin mehr und mehr vordrang, und wie sie seine Vorrechte anzutasten suchte; so wurde er mit der Zeit sehr übelgelaunt, und obwohl er Caroline noch immer gut war, die ihn ihrerseits nicht mehr ausstehen konnte, stellte sich ein Zustand in der königlichen Ehe ein, der nicht Krieg und nicht Frieden war, aber einem bewaffneten Frieden sehr ähnlich sah, wie man ihn in so vielen fürstlichen Haushaltungen antrifft.

So kam es schließlich dahin, daß sich eine Partei des Königs und eine Partei der Königin bildete; zugleich da-

*) „Mémoires d'une inconnue" p. 232. Salicetti machte mit seiner verächtlichen Bemerkung eine Anspielung auf die eleganten und vornehmen Manieren der beiden Herren.

mit trat eine förmliche Klatsch-Epidemie auf und das Parquet im königlichen Schloß wurde so schlüpfrig, daß ein neuer Ankömmling sich nur mit der größten Behutsamkeit bewegen konnte.

Was der Königin Caroline die Laune am meisten verdarb, war, daß der König seine Neffen und Nichten nach Neapel kommen ließ, um den ersteren in ihrem Beruf förderlich zu sein und um die letzteren gut zu verheirathen, sei es mit Offizieren, sei es mit Beamten. Er hatte zwei Jahre zuvor eine Cousine mit Herrn Agard, einem Regierungsbeamten des Großherzogthums Berg, und eine seiner Nichten, Fräulein Antoinette Murat, mit einem Prinzen von Hohenzollern verheirathet. Caroline war zu engherzig und gefühllos, um Murat's Fürsorge für seine armen Verwandten die Anerkennung zu zollen, die dieselbe verdiente — wir wollen nicht unterlassen, auch an dieser Stelle zu betonen, daß Murat au fond ein gutherziger, ein rechtschaffen handelnder Mann war und daß der Verrath, den er 1814 an seinem Wohlthäter beging, ihm bei weitem weniger zur Last fällt, als seiner bösen Ehehälfte; sie, Caroline, war wie wir schon verschiedene Male zu beobachten Gelegenheit hatten, nur gut gegen Leute, die an nichts Noth litten und die ihr auf die eine oder andere Art nützlich sein konnten: ihre Güte, die oft überlaut gepriesen wurde, war nur der Ausfluß ihres abscheulichen Egoismus.

Die Zerwürfnisse im Innern des königlichen Schlosses bestanden nur in Bezug auf einen Punkt nicht: beide Gatten

waren mit gleichem Eifer bemüht, ihre Staaten zu vergrößern oder das kleine Königreich gegen ein größeres einzutauschen; aus diesem Grunde war auch Caroline mit Fouché und Talleyrand in lebhaftem Verkehr geblieben.

Der Kaiser war inzwischen in Spanien vorgedrungen und marschirte auf Madrid. Talleyrand, der ihn vielfach verleitet hatte, sich in diese gefährliche spanische Unternehmung zu stürzen, und möglicher Weise das Mißlingen des Feldzuges voraussah und nun den Sturz des Colosses wittern mochte, war nach Paris zurückgekehrt und nahm in den Salons kein Blatt vor den Mund, indem er die allerschlimmsten Prophezeiungen von sich gab. Er ging so weit, zu sagen, daß, da der Krieg in Spanien sich zu einem Volkskriege entwickelt habe, es sehr leicht möglich wäre, daß der Kaiser in einem ihm gestellten Hinterhalt das Leben verlöre. Nicht nur bei seiner Freundin, der Mme. Rémusat, ließ er dergleichen Aeußerungen fallen, sondern überall und vor Jedermann.

Ein Ereigniß von hoher Bedeutung, das jedoch dem großen Publikum entging, war die damals unter der Hand zustande gekommene Aussöhnung zwischen Talleyrand und Fouché.

Wenn damals plötzlich der Tod des Kaisers eintrat, so hätte in dieser beiden Männer Hände das Schicksal Frankreichs gelegen: dessen bewußt, hatten sie sich einander genähert. Von einer Sympathie des Einen für den Andern war gar keine Rede, obwohl sie in mancher Beziehung

gleich gestimmt waren, namentlich soweit es sich um Pflicht- und Ehrvergessenheit handelte.

Eines schönen Abends sah man zu nicht geringem Erstaunen der Anwesenden Herrn Fouché in den Salon Talleyrand's treten — Fouché hatte sich in demselben noch nie gezeigt. Beide Herren begrüßten sich auf das cordialste und gingen Arm in Arm die Räume auf und ab: es war klar, daß diese Aussöhnung allgemein bemerkt werden sollte — das geschah auch wohl, allein Paris war doch zu sehr mit Spanien beschäftigt, um das außerordentliche Ereigniß recht zu würdigen.

Unter Denen, die der geheimnißvollen Veranlassung zu der Aussöhnung nachspürten, war auch Herr de la Valette, einst Adjutant des General Bonaparte in Italien und Gemahl einer Nichte der Kaiserin Josephine. Er war zur Zeit General-Postdirector und dem Kaiser treu ergeben; er schrieb demselben sogleich über den wichtigen Vorgang und unterbreitete ihm seine Vermuthungen.

Er hatte Recht: die beiden Schlauköpfe*) hatten sich, in der Erwartung eines plötzlich eintretenden Todes Napoleons über den Mann geeinigt, welchen sie auf den französischen Thron setzen wollten. Dieser Mann war Niemand anderes als Murat!

Pasquier bemerkt dazu:

„Fouché hatte zu Murat stets intime Beziehungen

---

*) Scherr nennt sie in seinem Werk „Blücher und seine Zeit“ „die beiden sieben und siebzigmal destillirten Großmeister der höheren Schurkerei.“ (Der Herausgeber.)

und denselben vollkommen in der Hand. Talleyrand aber hielt es für leichter, Murat später zu beseitigen als ihn zu erheben, war aber mit sich selbst vollkommen im Reinen darüber, daß er von Murat nicht lange behindert werden würde." *)

Was die Königin betrifft, so waren ihre Gesinnungen ja den beiden Intriguanten geläufig; man erinnert sich wohl an Carolines Verhalten im Winter von 1806 zu 7, die Herren zweifelten also keinen Augenblick an ihrer Bereitwilligkeit, gleichviel unter welchen Umständen, und mit welchen Mitteln, den französischen Thron zu besteigen.

Es ging denn auch ein Schreiben nach Neapel ab: die Allerhöchsten Herrschaften möchten sich bereit halten und beim ersten Signal nach Paris aufbrechen.

Der schöne Plan kam nicht zur Ausführung.

Herr de la Valette, der in Folge seiner Verwandtschaft mit der Kaiserin Josephine **) natürlich auf Seite der Beauharnais stand, war sehr befreundet mit Eugen, dem Vicekönig von Italien. Er hatte denselben von den Vorgängen in Paris benachrichtigt; Eugen, dem die Murats ein Dorn im Auge waren, stand seinerseits auf der Lauer. Er ließ den Courier, der den Brief an Murat mit der Aufforderung, sich bereit zu halten, in seiner Tasche hatte, abfangen und schickte das Document durch einen sicheren

* Chancelier Pasquier: „Mémoires" I. 335.

**) Man sehe: „Die Generalin Bonaparte" von F. Turquan (Leipzig, Schmidt & Günther, 1896), Seite 130.

Boten nach Spanien an den Kaiser, der sich in Astorga befand.

Dieses Schreiben und die Nachrichten la Valettes — nicht österreichische Rüstungen, wie man vielfach behaupten hört, waren der Grund, daß der Kaiser Hals über Kopf nach Paris zurückkehrte.

Seine plötzliche Abreise rettete leider die englische Armee vor dem Untergange, der ihr unfehlbar bevorstand. Der Marschall Soult, in dessen Hände der Kaiser das Obercommando gelegt hatte, ließ die Engländer entschlüpfen. Auch hieran — allerdings nur indirect — tragen die Intriguen Carolines die Schuld. Wäre die englische Armee vernichtet worden, und sie wäre es unzweifelhaft, wenn der Kaiser nicht so plötzlich abgereist wäre, so hätte England Frieden schließen müssen — nun aber kamen neue blutige Kriege über Europa.*)

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Auffassung des Herrn Verfassers ist nicht einleuchtend, überhaupt fällt es schwer, ihm darin beizupflichten, daß die Schwestern Napoleons wesentlich am Untergange des Empire betheiligt sind. Die Gründe dazu liegen ganz außerhalb des Kreises, welchen die Damen beeinflußten, vor allem in dem damals bereits (1808) in den Tuilerien zu vollem Ausbruch gekommenen „Kaiserwahnsinn". Die plötzliche Abreise Napoleons aus Spanien findet ihre Erklärung darin, daß Napoleon selber nicht mehr wußte, wie er die Karre aus dem Dr— ziehen sollte; wäre mit einem vernichtenden Schlage gegen die englische Armee alles in's Geleise gebracht, so hätte er sicherlich diesen Schlag geführt und nicht dem Marschall Soult die überaus schwierige Vernichtungspflicht überlassen. Was ihn hauptsächlich veranlaßte, — „à franc étrier," sagt er selbst — nach Paris zu eilen, war der Abschluß des Compagniegeschäftes „Talleyrand und Fouché"; hinter dem Firmenschilde versteckten sich, wie er vermuthete, landesverräthe-

Der Krieg mit Oesterreich war ausgebrochen; nach mühevollem Ringen bei Eßling und dem schwer erkauften Siege von Wagram war der Friede unterzeichnet, der

rische Zettlungen mit Oesterreich. Sehr bezeichnend sind gewisse Auftritte, welche nach dem Tage seiner Ankunft — am 15. August 1808 — bei der Fete zu seinem Namenstage in den Tuilerien stattfanden, und über die uns deutsche Mittheilungen (bei Hormayr „Kaiser Franz und Metternich", Schmidt-Weißenfels „Fürst Metternich" u. s. w.), welche dem Herrn Verfasser wohl nicht zur Verfügung gestanden haben, vorliegen. Stampfenden eiligen Schrittes erschien der Imperator, um an den in Reihen aufgestellten Gratulanten vorüberzugehen, wie es seine Gewohnheit war: der Marquis de Gallo, neapolitanischer Gesandter, ist der Erste, dem er einige wüthende Bemerkungen, die hier ganz und gar nicht am Platz waren, an den Kopf wirft: die Königin Caroline (die Entthronte) wäre nicht nur die erste Messaline des Jahrhunderts, sondern obendrein auch eine Tribade. Dann stürmt er auf Metternich zu, als wolle er demselben an die Gurgel springen, und schreit ihn mit kreischender, in Fisteltöne überschnappender Stimme an: „Was will denn Ihr Kaiser?" In dieser Frage, die ihm auf der Seele zu brennen schien, liegt wohl hauptsächlich die Erklärung zu seiner plötzlichen Abreise aus Astorga. Metternich, nebenbei bemerkt, soll ihm kühl bis an's Herz zur Antwort gegeben haben: „Er will, Sire, daß Sie seinen Gesandten respectiren." — Nach einem Augenblick stutzigen Schweigens fuhr Napoleon, indem er die Hände auf den Rücken legte und unaufhörlich mit den Fingern zuckte, fort: „Ja, ja! Es ist wahr, meine Armeen jenseits der Pyrenäen haben einige Verluste erlitten, aber noch ehe das Jahr zu Ende ist, wird kein Dorf mehr, weder in Spanien noch in Portugal rebellisch sein, wird der nichtswürdige (infame) englische Leopard ins Meer gestürzt sein. Meine Fahnen sollen auf den Mauern von Lissabon und Cadix wehen . . drei Jahrgänge rufe ich auf einmal unter die Waffen, um in Spanien ein Ende zu machen und Oesterreich Schach zu bieten rc. . ." — Oesterreich flößte dem Kaiser Bedenken ein, nicht Caroline mit ihrer an's Lächerliche streifenden Begehrlichkeit nach der möglicher Weise vacant werdenden französischen Kaiserkrone.

Kaiser wieder in Paris eingetroffen und entschlossen, nunmehr zur Scheidung zu schreiten. Er war in dem eben beendeten Feldzuge mancher Lebensgefahr ausgesetzt gewesen: er war bei Regensburg am Fuß verwundet worden: Hätte die Kugel einen Meter höher getroffen . . er wäre in Schönbrunn beinah einem Attentat zum Opfer gefallen: wenn General Rapp nicht bei der Hand gewesen wäre . . . Es erschien also von der allergrößten Wichtigkeit, daß die Dynastie sicher gestellt würde. Der Kaiser war, zur Scheidung fest entschlossen, in Paris eingetroffen.

König und Königin von Neapel schwelgten indeß in Regierungsfreuden, sie empfingen so viele Huldigungen und Schmeicheleien, daß sie rosenbestreute Pfade vor sich sahen. Die Nachricht von der bevorstehenden Scheidung aber setzte allem Glück die Krone auf: welch Labsal für den langgenährten Haß wider Josephine, der sie doch, Murat und Frau, bei Lichte besehen, soviel von Dem verdankten, was sie waren.

Caroline wurde nach Paris befohlen. Die „hohe" Frau, „deren Seele", wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „keine edle Regung kannte", machte sich aus den Strapazen der Reise Nichts: sie brauchte allein drei Tage, um über die schneebedeckten Alpen zu kommen; vor ihrem geistigen Auge lag ja eine Blüthenflur von Festen, lag die Befriedigung ihres Rachegefühls an den Beauharnais: Gefahren, Kälte, Eis und Schnee beachtete sie nicht.

Am 2. December war sie in Paris; im Elysée konnte sie nicht absteigen, weil dasselbe für den König von Sachsen

bestimmt war, sie nahm daher Wohnung in den Tuilerien; erst als der König abgereist war, übersiedelte sie nach ihrer früheren Residenz.

Paris war damals voll unbestimmter Befürchtungen, man sprach von der Scheidung der kaiserlichen Ehe, allein offizielle Bekanntmachungen lagen noch nicht vor; es waren so viele Interessen mit der Frage verknüpft: man wünschte sehnlichst, aus der Ungewißheit heraus zu kommen.

Am Tage der Ankunft der Königin Caroline fand im Stadthause zu Ehren des Kaisers ein großes Fest statt: es galt dem Jahrestage der Krönung und zugleich der Feier des Sieges von Austerlitz. Am frühen Morgen war Caroline aus ihrem Wagen gestiegen, sie beschloß trotz aller Ermüdung, sich auf dem großen Feste zu zeigen. In der flüchtigen Unterredung, welche sie mit dem Kaiser hatte, wußte sie ihn dahin zu überreden, daß er, um das Publicum auf das bevorstehende Ereigniß vorzubereiten, die Anordnung träfe, daß der Kaiserin Josephine bei ihrem Erscheinen im Stadthause nicht die gewohnten Ehrenbezeugungen zu Theil würden: es war eine völlig überflüssige, grausame Maßregel, an der Carolines boshaftes Herz ein Ergötzen fand. Die Kaiserin wurde also bei ihrer Ankunft am Fuß der großen Treppe von dem Seine-Präfecten Herrn Frochot begrüßt. Der General Junot, der von seiner Frau unterrichtet war, aber hatte sich wie zufällig eingestellt und einige Damen für sein Vorhaben angeworben auf die Gefahr hin, seinem Herrn und Gebieter abermals zu mißfallen; es geschah, damit die Josephine

zugedachte Scene dem Publicum nicht zu auffällig würde, die Damen vom Dienst der Kaiserin waren nämlich laut Befehl nicht zugegen.

Der Kaiser traf in Gesellschaft des Königs von Westphalen und der Königin von Neapel ein. Es umschwebte ein huldvolles Lächeln Carolines Lippen, gerade als ob Jedermann, was doch nicht der Fall war, sie mit den Worten begrüße: Seien Ihre Majestät in Paris bestens willkommen. Sie sagte Jedem ein paar liebenswürdige Worte, stand alle Augenblicke still, um eine Schmeichelei, ein huldigendes Wort zu erhaschen — und zu erwidern: es war auffallend, daß der Kaiser dasselbe that.

Caroline aber hatte trotz allen Bemühungen, ihrer Erscheinung etwas Populäres zu geben, nur wenig Erfolg: man merkte ihren Artigkeiten zu sehr die unlautere Quelle an, ihren liebenswürdigen Worten den Zwang: eine wirklich gute, liebenswürdige Frau würde sich in anderer Weise geben, meinten Viele; die zur Schau gestellte Freundlichkeit schiene zu der pompösen Toilette zu gehören, meinten Andere. Am Hofe fand man längst ihr ewiges Naserümpfen und mokantes Wesen unerträglich, Jeder glaubte, ihm gelte das häßliche Zucken um die Mundwinkel. Damals (1809—10) begann die Frische ihres Colorits zu schwinden, in demselben aber lag das Wesen ihrer Schönheit: war einmal diese äußere, engelreine Frische dahin, so blieb nichts als eine gewöhnliche Person mit einem dämonischen Ausdruck in den Zügen übrig. Da sie fortfuhr, nach Freunden und Anhängern auszusehen, so vertheilte

sie prächtige Geschenke mit großer Freigebigkeit. Der Kaiser z. B. erhielt von ihr ein aus Lava kunstvoll gearbeitetes Schachspiel; den Töchtern Junot's schenkte sie sehr schöne Corallen-Schmucksachen; Herrn Blangini, der ihr eine Composition dedicirt hatte, eine überaus werthvolle Diamantnadel — Caroline war die Freigebigkeit selber!

Endlich war der Tag der Scheidung da. Paulette strahlte, wie man schon hörte, vor Freude; weit weniger natürlich als sie, verstand Königin Caroline hinter einem ernstwürdevollen, majestätischen Wesen zu verstecken, wie sehr sie die Empfindungen der Fürstin Borghese theilte.

Der Winter in diesem Jahre brachte wieder eine unaufhörliche Reihe von Festen. Caroline, in das Elysée zurückgekehrt, gab die brillantesten Bälle, sie stand hoch oben und that, als wäre sie einstweilen die gebietende Kaiserin. Man macht sich von dem unerhörten Luxus, den sie bei ihren Feten entfaltete, kaum einen Begriff. In ihrer Vorliebe für Quadrillen hatte sie sich auf das Erfinden solcher Spielereien gelegt und eine Quadrille mit Schachfiguren erdacht. Die Touren hatte sie mit Despréaux zusammen aufgezeichnet und arrangirt. Despréaux war es, der die Tänze in den Hofgesellschaften einübte und leitete, war also im eigentlichen Sinne der „kaiserliche Hofballetmeister“. Sechzehn ziemlich gleichgroße Damen, die man in der bei Hofe verkehrenden Gesellschaft ausgewählt hatte, stellten die „Bauern“ vor; sie hatten die Aufgabe, sich möglichst starr und unbeweglich zu halten, denn sie stellten ägyptische Mumien vor. Acht waren in Blau,

acht in Roth. Die Costüme waren so enganschließend wie nur denkbar, die Frisuren denen der Sphinxbildnisse am Nil entsprechend. Die Königinnen waren als Theaterköniginnen aufgeputzt. Die Springer waren ebenfalls mit einem Kopfputz à la sphinx versehen und sahen aus einem Gestell hervor, welches mit einer Schabracke bedeckt war und ein Pferd vorstellte. Die Läufer hatten eine Schellenkappe auf dem Haupt, ein enges Wams an und trugen in der Hand als Pritsche ein kleines Steckenpferd. Die Thürme waren von vier der größten und beleibtesten Herren dargestellt, die sich in der Hofgesellschaft fanden. Zwei als Zauberer verkleidete Personen mit einem langen weißen Stabe in der Hand leiteten die Bewegungen: sie spielten sozusagen die Parthie — vierzehn Tage war an der Quadrille geübt worden, die Theilnehmer waren, wie sich denken läßt, gerade nicht entzückt davon.

Es ist fast, als ob auf den Bällen der Königin Caroline sich stets irgend Etwas zutragen mußte von mehr oder weniger dramatischer Art. Erscheint da auf einem dieser Bälle im Elysee eine kleine, sehr bewegliche Gestalt in einem sehr eleganten Domino, trippelt hierhin, dorthin und macht endlich vor einem berühmten General Halt, der mit einer der bezaubernsten und geistvollsten Frauen des Hofes vermählt war: keiner der vielen Memoirenschriftsteller nennt die Namen.

„Deine Frau hintergeht Dich — Metternich heißt ihr Schatz.“

Der General, dem diese Worte von dem Domino

hinter vorgehaltener Hand zugezischelt werden, steht einen Augenblick wie versteinert da, gewinnt aber schnell wieder Fassung und eilt hinter dem Domino her, um Erklärungen zu fordern; er gewahrt ihn und hält ihn mit Worten fest:

„Bleib stehen und sprich, oder ich erwürge Dich."

„Ich will. gern," erhielt er zur Antwort. „Deine Frau ist hier und wird sich schwerlich vor 2 oder 3 Uhr entfernen. Du hast Zeit genug, Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überführen. Kehre in Deine Wohnung zurück, laß den Schreibtisch Deiner Frau öffnen: in dem zweiten Schubfach rechter Hand wirst Du ein Packet Briefe finden, das mit einem rosafarbenen Bändchen umwickelt ist. Oeffne es und Du — wirst sehen." *)

Der General befolgte sofort den Rath der Maske; sein Haus lag ja dicht neben dem Elisée; er öffnete den bezeichneten Tisch und fand in dem bezeichneten Fach auch richtig die Briefe. Er gerieth, nachdem er sie durchblättert, in einen ganz unbändigen Zorn, und als seine Frau vom Ball zurückkehrte, gab es eine unbeschreibliche

*) Mlle. Avrillon: „Mémoires" I. 354. — Ob es nun dieses kleine Ereigniß ist oder ein anderes, Stanislaus Girardin erzählt unter Angabe des 28. Januar 1810 Folgendes: Am Abend war Maskenball bei der Königin von Neapel; eine in einen Domino gehüllte Dame, von Eifersucht gepeinigt, verrieth einem General, daß seine Frau eine Liebschaft mit dem König von Neapel hätte. Der Mann lief voll Zorn zum Kaiser, um Klage zu führen. „Aber, mein Lieber," sagte Napoleon, „ich hätte keine Zeit übrig, mich mit Staatsgeschäften abzugeben, wenn ich die Rache aller Hahnreie an meinem Hofe auf mich nehmen wollte." (Stanislas Girardin: „Journal et souvenirs" II. 368.

Scene. Der General war sich nicht klar darüber, daß sein eigenes Mißverhalten in der Ehe, das seiner Frau, wenn auch nicht entschuldigte, doch erklärte.

Wer hinter dem eleganten Domino steckte? Niemand anders als die Königin Caroline. Und wer der General war? Junot, ihr „amant“ von dazumal — ach, die schöne Laura Junot war den Verführungskünsten des glänzenden österreichischen Gesandten nach langem Kampfe erlegen, die Königin von Neapel aber der Inbegriff aller Tücke und Bosheit.

Caroline mochte wohl in Italien viel von Domino-Intriguen gehört und solche beobachtet haben: sie benutzte die Verkleidung, um sich an Metternich zu rächen, der sie um der Herzogin von Abrantes willen aufgegeben hatte. Vorangegangen war natürlich eine umfassende geheime Spionage, die sogar Dienstboten in ihr Bereich zog, um alle Details zu ermitteln, und der Eifersucht, dieser vielleicht gemeinsten aller Leidenschaften, Genugthuung zu schaffen.

Die Nachricht von der Verheirathung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise hatte in Frankreich eine freudige Erregung hervorgerufen: man hoffte, daß dieser Bund mit dem Hause Oesterreich den sich fort und fort seit zwanzig Jahren erneuernden und beide Länder erschöpfenden Kriegen ein Ende machen werde. Der Kaiser, welcher viel von der Gewandtheit der Königin von Neapel hielt, wie man ja schon hörte, als sie 1806 zur Hochzeit Eugens nach München berufen wurde, hatte ihr eine Vertrauensmission in Bezug auf Marie Louise zugedacht.

Er schickte sie an der Spitze eines für den Ehrendienst Marie Louises bestimmten Hofpersonals nach Braunau, den Grenzort, an welchem die hohe Braut österreichisches Gebiet verließ.

Die Königin Caroline hatte es bekanntlich an der Art, zu verlangen, daß Alles nach ihrer Pfeife tanze, der Kaiser nannte sie ja deshalb auch den „Mann unter seinen Schwestern," so meinte sie denn auch, sie könne die Kaiserin Marie Louise gängeln, wie sie ihren armen Joachim Napoleon I. gängelte. Als sie in Braunau ihr erstes Zusammentreffen mit der neuen Kaiserin hatte, hielt sie die sehr erklärliche Aengstlichkeit derselben für Schwäche und versprach sich großartige Beherrschungserfolge.

Nachdem die Uebergabe der Braut nach allen Vorschriften der Etikette erfolgt war, entließ Marie Louise ihre österreichische Begleitung und behielt nur, wie man zuvor übereingekommen war, Frau von Lajenska, ihre Oberhofmeisterin, bei sich. Diese Dame war ihre Erzieherin gewesen und hatte sich nie von ihr getrennt. Die Königin von Neapel, welche befürchtete, Frau von Lajenska möchte auf Marie Louise Einfluß ausüben, der möglicher Weise dem ihrigen die Stange hielt, hörte mit Vergnügen die Klagen, welche die Damen des neuen französischen Hofhaltes an sie richteten und verlangte daraufhin vom Kaiser den Befehl, daß die Lajenska nach Wien zurückgeschickt werde. Dies geschah, und die Oberhofmeisterin kehrte dorthin zurück; Marie Louise aber hatte gegen Diejenige, welche Veranlassung zur Zurücksendung ihrer treuen

Gefährtin und Rathgeberin gewesen war, einen Widerwillen gefaßt, welcher mit den Jahren noch zunahm.

Die Generalin Durand, Ehrendame Marie Louises sagt: „Das Häßlichste in dem Betragen der Königin Caroline war das, daß, nachdem sie die Einwilligung der Erzherzogin zur Rückkehr der Lajenska gefordert hatte, sie Befehl ertheilte, die Hofdamen sollten die Oberhofmeisterin nicht mehr vorlassen. Die beiden Damen, die den innern Dienst hatten — es waren Mme. de Montebello und Mme. de Lucay — aber entsprachen dem Befehl nicht, sondern ließen durch eine Hinterthür die um Abschied zu nehmen erschienene Lajenska ein; sie blieb zwei Stunden; die Königin Caroline sprach sich sehr erzürnt darüber gegen die Damen aus, auf die ihr Zorn aber wenig Eindruck zu machen schien.“ *)

Caroline ließ vor ihrer Schwägerin nicht nur den Ruhm ihres Bruders scheinen und schillern, sondern suchte auch sich selbst als hochbedeutende Frau einzuführen; auch ihr überlegenes Alter, obwohl nicht gern, suchte sie zuweilen zu betonen. Die Reise war eine Reihenfolge von Feierlichkeiten; die Wagen aber jagten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an geschmückten Städten, Dörfern, Musikkapellen, Begrüßungsabordnungen u. s. w. vorüber; Nachts gab es Feuerwerke, das Salutschießen hörte nimmer auf die ganze Reise über. Jeden Tag erhielt die junge Kaiserin ein duftendes Briefchen von Napoleon, sie ant-

*) La Général Durand: „Mémoires“ p. 10.

wortete stets, und zwar in ziemlicher Länge auf jeden derselben, wobei Caroline ihr mit klugen Winken zur Hand ging. Die Königin schrieb außerdem selbst täglich einen Bericht an den Kaiser: gar verlockenden Inhalts in Bezug auf die zukünftige Throngefährtin — sodaß Napoleon sich vor süßen Schauern, und auf's äußerste gespannten Erwartungen gar nicht mehr zu fassen wußte.

Als die Kaiserin sich Compiègne näherte, eilte er ihr — ganz wider das verabredete Ceremoniell — entgegen und setzte sich zu ihr in den Wagen. Er trug dabei ein eigenartiges, reichgesticktes Gewand, welches Paulette, ein Orakel in Bezug auf Modesachen, für ihn erfunden hatte, und in welchem er, nebenbei bemerkt, schrecklich aussah. Er war begleitet vom König von Neapel. Im Wagen Marie Louises saß mit ihm auch die Königin Caroline. In Compiègne wurde Halt gemacht; nachdem die Kaiserin sich für kurze Zeit in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, erschien sie wieder, um mit Napoleon und Caroline zur Nacht zu speisen.

Nun hätte nach dem Souper der Kaiser, laut vorgeschriebener Etikette, sich allerdings sollen in sein Schlafgemach im Hause der Schloßkanzlei zurückziehen, allein mit keusch gerötheten Wangen bat Caroline die Kaiserin so inständig, doch dem sehnsüchtigen Wunsche ihres Bruders zu willfahren, daß sich Marie Louise und der Kaiser für diese Nacht in Compiègne nicht trennten.*) Den andern Morgen

*) La Général Durand: „Mémoires“ p. 19.

fragte der Kaiser seinen Kammerdiener Constant, ob es sehr aufgefallen wäre, daß er „das Programm nicht inne gehalten habe.“ *)

Wie damals bei der Krönung 1804, so wurden auch jetzt die Schwestern des Kaisers bestimmt, die Schleppe Marie Louises bei der kirchlichen Trauungsfeier zu tragen. Damals hatten sie sich, wie erinnerlich sein wird, mit Händen und Füßen gesträubt, diesmal entsprachen sie dem Wunsche des Kaisers auch nur äußerst widerwillig: diese Erzherzogin war doch als die Frau ihres Bruders eine ihres Gleichen, allerdings aus anderem Holz geschnitten als die Exkaiserin in Malmaison — aber sie, die Damen, waren doch vom Blute der Bonaparte.

So kamen sie denn zunächst nach langen Berathungen dahin, den Befehl des Kaisers mit einem kategorischen Nein zu beantworten. Die Verschwörung hatte in den Zimmern der Madame Mère stattgefunden, denn die alte Dame mißbilligte ihrerseits den Befehl Napoleons, ermahnte aber doch ihre Töchter, sich dem Willen des Bruders zu fügen: Caroline war ganz verbissen in die Behauptung: daß sie die Majestät ihrer Krone compromittiren würde, wenn sie sich solchen „Dienstleistungen“ unterziehen würde.

Baron Larcy behauptet in seinem Buche „Madame Mère“: die „Signora madre“ habe gesagt:

„Meine lieben Töchter und Schwiegertöchter! Macht Euch nur klar, daß der Kaiser an Gehorsam gewöhnt ist.

---

*) Constant: „Mémoires“ III. 225.

Er mag ja in diesem Falle Unrecht haben, aber wenn er darauf besteht, werdet Ihr doch gehorchen müssen."

In diesem Augenblicke habe der Kaiser das Gemach seiner Mutter betreten und noch die letzten Worte derselben erhascht. Er dankte der Signora mit einem Blicke, und mit einigen sehr energischen Worten brachte er die Aufsässigen zum Gehorsam.

Nach vollzogenen Hochzeitsfeierlichkeiten machte das Kaiserpaar jene einem Triumphzug gleichkommende Reise, welche in der damaligen Zeit so ungeheures Aufsehen erregte. Die Königin von Neapel nahm an derselben theil, ebenso der Großherzog von Würzburg, mit welchem Caroline Duetts zu singen liebte, ferner Eugen, welchen sie verabscheute, weil er in all ihre galanten Heimlichkeiten eingeweiht war, endlich auch Herr von Metternich und der Fürst Schwarzenberg; dem ersteren war sie befreundet geblieben, nachdem sich die wärmeren Empfindungen verflüchtigt hatten.

Am 1. Juni kehrten die Allerhöchsten und Hohen Herrschaften nach St. Cloud zurück. Nun folgte dort wiederum Fete auf Fete bis zum 1. Juli, an welchem Tage Fürst Schwarzenberg, der österreichische Gesandte, jenen Ball gab, der einen so plötzlichen, so traurigen — so schicksalsdüsteren Abschluß der Lustbarkeiten bildete. Es liegen ja unzählige Beschreibungen über das Unglück vor: wie und wo das Feuer ausbrach, wie es einzelnen Personen erging, wie viele verunglückten u. s. w., daß es überflüssig ist, darauf zurückzukommen. Wir wollen nur be-

merken, daß die Königin von Neapel dem bereits in Brand stehenden Saale durch eine Gartenthür, welche zu erreichen ihr noch möglich war, entkam.

Nach wie vor schmeichelte Caroline allen unlauteren Neigungen ihres allmächtigen Bruders; jetzt sorgte sie dafür, daß Napoleon im Elysee seinen und der Vorleserin Eleonore Sohn im Stillen sehen konnte. Hatte der Kaiser auch die Mutter so ziemlich vergessen, des Kleinen, den man später den Grafen Léon nannte, gedachte er oft und gern.

Hier ein Brief aus dem Jahre 1810, addressirt an Mme. Loire, der der Knabe übergeben worden war:

„Die Königin von Neapel, Madame, beauftragt mich, Sie zu ersuchen, morgen um 1 Uhr Nachmittags mit dem Kinde zu kommen und durch das Gartengitter einzutreten. Sie werden die Gewogenheit haben, im Silberzimmer zu verweilen.

Genehmigen Sie ꝛc.

J. Michel.“ *)

Bevor sie in ihr Reich zurückkehrte, wollte die Königin Caroline den Herzog und die Herzogin von Abrantes zu Tische bei sich sehen. Murat hätte sich wohl gern der Unannehmlichkeit überhoben gesehen, den früheren Rivalen und Gouverneur von Paris bei sich zu bewirthen, allein seine Frau hatte ihn inzwischen zum Philosophen heran-

---

*) Ch. Nauroy: „Secrets des Bonaparte“ p. 214.

gebildet. Mme. Junot*) aber hatte alle Eifersucht zu verleugnen, um sich an den Tisch einer Frau zu setzen, die ihr den Gatten abwendig und sich zu seiner Maitresse gemacht hatte. Wie Murat in Bezug auf seine Frau, hatte sie sich in den Treubruch Junot's gefunden: nur indem sie Gleiches mit Gleichem vergalt. Murat hätte also gern ein Zusammentreffen mit Junot vermieden, mußte sich aber unter das Scepter seiner Gemahlin beugen; er hatte so viel Furcht vor Caroline wie vor dem Kaiser: Rapp sagt wohl sehr richtig, daß Murat trotz seiner Tapferkeit im Felde vor dem Kaiser eigentlich nie etwas anderes war als ein „begossener Pudel".

Das Diner, an dem nur die vier Personen theilnahmen, ging ohne Zwischenfall vorüber. Einige Mal nur gebot die Königin dem König Schweigen. Das Gespräch betraf hauptsächlich den neapolitanischen Zweig der

*) Junot muß sehr schlecht an seiner Frau gehandelt haben, daß dieselbe von der geraden Linie abwich. Sie hat sich in ihren Schriften über gewisse Frauen ausgesprochen, welche ihr ihre Fehltritte mit „boshafter Schadenfreude vorwarfen" und sagt: „Möge doch die Welt diesen Weibern gerecht werden, die nie einen Erfolg verzeihen, die das Leben Anderer durchwühlen, um irgend einen Irrthum der Vergangenheit auszugraben, die kein Mitleid kennen, die mit ihren Vorwürfen und ihrem Tadel nimmer aufhören, während sie doch selber Dessen schuldig sind, was sie Anderen zur Last legen, und sogar soweit gehen, eifersüchtig auf einen Fehltritt zu sein, weil eine bessere Erziehung, ein edler veranlagtes Herz, ein höher entwickelter Geist veranlaßt haben, denselben mit Nuancen auszustatten, die der Verzeihung zu Gute kommen, während die von ihnen begangenen Fehler nichts sind als die nackte Gemeinheit." (Abrantès: „Mémoires" V. 178.)

Bourbonen, der jetzt verbannt auf der Insel Sicilien hauste. Caroline ging hart zu Gericht mit ihrer Namensschwester, der Gemahlin König Ferdinands, der Schwester Marie Antoinettes. Sie konnte deren Abweichungen vom Wege der Tugend nicht hart genug tadeln — und war dabei doch so überaus nachsichtig in Bezug auf eigene Abweichungen. Murat erlaubte sich wohl jeweilig seine Gemahlin beim Worte zu nehmen, wenn dasselbe ihm allzu hart erschien, dann aber gebot Caroline ihm stets mit einem gebieterischen Blick oder einem bissigen Wort still zu sein, und dieser Mann, der mit der Reitgerte in der Hand seine Attacken fünfundzwanzig Schritt vor der Front seiner Geschwader führte, wurde still — welche geheimnißvolle Gewalt haben doch Weiber wie Caroline, und diese traurige Gewalt liegt doch nur in der Härte ihres Herzens, liegt in den Gebrechen ihrer Moralität. Diese Weiber sind es, die über Nationen und Familien Schande, Schmach und Unglück herauf beschwören. —

Das neapolitanische Königspaar kehrte heim in seine wunderschöne Residenz und Caroline fuhr fort, so viel wie möglich in die Regierungsgeschäfte einzugreifen; sie that officiell ihre Ansichten kund, sie drängte überallhin den Leuten ihren Willen auf. Wie alle schwachen Männer gab Murat, wenn er auch einmal unangenehm wurde und schwor, daß er sich nie und nimmer vor den Launen eines Weibes beugen werde, doch stets nach, sei es nun aus Furcht, sei es aus noch vorhandener Zuneigung, sei es aus Trägheit oder aus Widerwillen vor langen Aus-

einandersetzungen. Die Königin wußte dies und mißbrauchte seine Nachgiebigkeit, sie ließ ihm nie eher Ruhe, als bis er klein beigegeben hatte.

Murat, mit sich selbst unzufrieden, schämte sich wohl seines Mangels an Charakter, gelangte aber doch nicht dahin, das ihm unerträgliche Joch abzuschütteln und nach eigenem, freiem Ermessen zu handeln. Wie oft hatte er nicht seiner Gemahlin zugerufen, er wäre kein Baciocchi, das werde man schon sehen — ach über den armen Murat: kam die vielkluge Caroline daher, um ihm — gebieterisch oder schmeichlerisch — eine Ernennung, einen Erlaß zur Unterzeichnung vorzulegen — Murat griff still zur Feder und kritzelte seinen Namen hin: „Joachim Napoleon I, König von Neapel und beider Sicilien."

Unglücklich fühlte er sich, beengt nach allen Seiten hin; nun hatten ihm gar 1809 die Engländer die Inseln Ischia und Procida entrissen. Als er eine Expedition gegen Sicilien unternehmen wollte und Befehl zur Einschiffung der Truppen gab, gehorchte nur eine einzige Division, die des General Cavaignac. Murat meinte, der Kaiser habe geheime Befehle erlassen, seine Operationen zu verhindern: so fing auch seine Stimmung gegen Napoleon an, eine sehr gereizte zu werden; dieselbe fand in dem Depeschenwechsel Beider einen deutlichen Ausdruck. Die Königin nahm selbstredend Partei gegen ihren Gemahl; indem sie denselben der Ungeschicklichkeit und des Mangels an Voraussicht beschuldigte, benutzte sie zugleich die Gunst der

Umstände, sich mehr noch als bisher in die Staatsgeschäfte zu mischen.

So nahm denn das schlechte Einvernehmen im königlichen Palais immer mehr zu und wurde endlich zu einem die öffentliche Moral schädigenden Stadtgespräch; denn natürlicher Weise riefen die Zwistigkeiten allerhand geheime Machenschaften hervor: der Hof spaltete sich, es entstanden zwei Hofparteien und von diesen ging eine Spaltung auf das ganze Land über: die Erledigung der Staatsgeschäfte litt darunter am meisten.

Murat sah es und grämte sich; auch andere Dinge entgingen ihm nicht, wenn ihn seine Gemahlin auch bereits daran gewöhnt hatte, sie schmerzten ihn doch; wenn sein Herz auch nur wenig nah berührt war, er fühlte die königliche in ihm repräsentirte Majestät verletzt.

Unter den Franzosen, welche in seine Dienste getreten waren, befand sich auch der Herzog Paul de La Vauguyon; er war hübsch, jung groß, schlank, hatte die feinen Manieren eines großen Herrn von früher: Murat bemühte sich, dieselben nachzuahmen. Der Herzog war ein Sohn von dem bekannten Gouverneur des Dauphin, späteren Ludwig XVI; Paul war von Murat zum Commandeur seiner Garde ernannt. Die Königin hatte, so wie er am Hofe auftauchte, ein Auge auf ihn geworfen, Wohlgefallen an seiner Gestalt gefunden und ihn auch schnell zu ihrem Kammergünstling gemacht. Ob Murat von dem Verhältniß wußte? Er ahnte es jedenfalls: es hielt nicht lange vor.

Eines Tages, als der Herzog, an die Seite der Königin

geschmiegt, mit ihr sich dem entzückenden Anblick auf den Golf hingab und Beide einander bald dieses bald jenes interessante Detail zeigten, trat des Herzogs Kammerdiener ein, um seinem Herrn zu sagen, er möge sofort vor dem König erscheinen. Vauguyon verließ auch die Königin und stieg eine geheime Treppe empor, die in eine Gallerie mündete; als er diese betrat, befand er sich dem König unmittelbar gegenüber. Wußte Murat um die Schäferstunde, die er bei der Königin verbracht hatte, oder war es nur Verdacht, der den König herführte? Zum Nachdenken war keine Zeit, denn Murat, vor Wuth zitternd, hatte den jungen Herrn an der Brust gepackt und schrie:

„Wo kommen Sie her?“

„Ich darf es Ew. Majestät nicht sagen.“

„Ich will es wissen!“

La Vauguyon gab keine Antwort.

„Ich weiß es,“ rief der König.

„Nein, Sire, Sie wissen es nicht und werden es nie wissen.“

Das Verhalten des Herzogs in diesem Augenblick war jedenfalls das eines feinen Mannes; wollte er aber die Ehre der Geliebten retten, so mußte er anders reden, eine Lüge hätte sein Vergehen nicht schlimmer gemacht — seine Antwort bestärkte nur den Verdacht des betrogenen Gatten.

Es ist allerdings nicht Jedermanns Sache, den Joseph vor der Potiphar zu spielen, allein die Dankbarkeit gegen Murat hätte Vauguyon doch abhalten sollen, den Zuvor=

kommenheiten der Königin nachzugeben; übrigens war ein mildernder Umstand für ihn vorhanden, der nämlich, daß er ja nicht der Erste, auch nicht der Letzte „amant" der Königin war.

Das mochte sich Murat wohl auch sagen, indem er seine Hand von dem jungen Manne zurückzog; er schlug sich vor die Stirn und ging schweren Schrittes zurück in sein Cabinet.

Als einige Tage später Vauguyon der Königin von seiner Begegnung in der Gallerie erzählte, sprach er ihr auch von den Gewissensbissen, welche ihn seitdem quälten und setzte ihr auseinander, inwiefern seine Handlungsweise an Murat, dem er Alles: Rang, Ehre, Vermögen verdanke, eine gemeine und empörende sei: an Murat, den er liebe, für den er seinen letzten Blutstropfen hergeben würde — er wurde gewahr, daß die in Sünden mit ihm Verbundene sich keinerlei Gewissen aus ihren Handlungen machte.

„Caroline begriff nicht," erzählte der Herzog später, „daß das dramatische Moment der Galleriescene in dem Treubruch lag, dessen wir alle Beide schuldig waren."

Ist die Pflicht einmal aus dem Auge gelassen, so geht es auf abschüssiger Bahn unaufhaltsam abwärts zu Schande und Verbrechen: immer schwieriger wird es, sich selber zu sagen, bis hierher und nicht weiter: Caroline vermochte nicht, auch nur eine ihrer Leidenschaften zu zügeln, sie sank tiefer und tiefer.

Bei de La Vauguyon hatte der Cynismus, den die

Königin an den Tag legte, eine gewisse Empörung hervorgerufen; er war im Begriff mit ihr zu brechen, als er auf königlichen Befehl des Landes verwiesen wurde.

Die Sache verschärfte natürlich das Zerwürfniß zwischen Murat und Caroline; ja es zeigten sich Spuren einer gegenseitigen Feindschaft. Ihr war es gleichgültig, Murat's Glück galt ihr Nichts. Warum hatte denn damals, als es sich um den Gouverneur von Paris, den General Junot, handelte, der jetzt plötzlich so übelgelaunte König bereitwillig ein Auge zugedrückt? Bei dem zweiten Falle, in welchem Metternich eine Rolle spielte, ebenfalls? Warum ärgerte ihn denn nun mit einem Male ihr Verhältniß mit Vauguyon? Sie rümpfte, was sie so gut verstand, die Nase und zog sich aus den Vorfällen nur die Lehre, künftig mit mehr Vorsicht zu verfahren und vor dem klatschsüchtigen Hofpersonal den Schein zu wahren.

Trotzdem kam es alsbald wieder zu scandalösen Vorgängen und diesmal erhoben sich die Stimmen viel lauter als damals. In Neapel war plötzlich ein großer, stattlicher, mit vieler Selbstzufriedenheit dreinschauender Mann aufgetaucht und vielfach bemerkt worden; er hatte sich gleich nach seiner Ankunft in das königliche Palais verfügt und man hatte ihn nach langer Zeit erst wieder herauskommen sehen. Dieser Mann war ein gewisser Daure, einstmals Kriegscommissar in der Division Massena's während des italienischen Feldzuges von 1796—97 und dann Ober-Kriegscommissar der ägyptischen Armee. Daure war ein unerschrockener und braver Mann, er hatte damals in

Jaffa Bonaparte beim Besuch der Pestkranken begleitet und besaß seitdem das Wohlwollen desselben.

Er liebte die Thätigkeit und war von großer Umsicht. Obwohl Sprößling einer vornehmen Familie des Südens und verwandt mit den bedeutendsten Familien der Provence, hatte er doch während der Revolution sich ziemlich gewöhnliche Manieren angeeignet, er war etwas geradezu. Das hatte ihm in seiner Carriere mannigfach Schaden gethan. Während des Feldzuges in Italien war sein excentrisches Benehmen in der ganzen Armee aufgefallen.

„Ein kräftiger, bartloser Mensch," so schreibt ein Offizier, der ihn damals näher gekannt hat, „voller Schnurren und munterer Streiche, neidlos allen Bessergestellten gegenüber, sehr tapfer und fähig — ich kann nicht an ihn denken, ohne daß es mir ist, als hörte ich ihn noch mit pathetischem Ernst obscöne Lieder singen, als sehe ich ihn noch, wie in jener Nacht, als wir zur Jagd vereint waren, in seinem Zimmer in adamitischem Costüm auf- und abgehen, auf einer seiner Schultern einen Sack mit Goldmünzen tragend." *)

Der General, der diese Skizze Daure's zeichnete, spricht auch von der großen „Unverfrorenheit", welche derselbe gelegentlich an den Tag legte. Das Ereigniß trug sich auf dem Schloß der Gräfin Papa-Fava, einer Dame, welche sehr auf Etikette hielt, zu. Eines Abends, die Unterhaltung

*) **Général Baron Thiébault: „Mémoires" II. 35. Diese Memoiren sind überaus interessant, wenn es auch hier und da an historischer Treue und Unparteilichkeit fehlt.**

stockte gerade etwas, drehte Daure plötzlich den Stuhl, auf welchem er saß, um, sodaß sich sein Gesicht nach der Straße zu wandte. Während alle Welt nach ihm hinschaute, gähnte er so nachdrücklich und laut zum Fenster hinaus, daß man ihn die ganze Straße entlang hören mußte; dann erhob er sich, schritt ohne zu grüßen durch den Salon und durch das Vorzimmer die Treppe hinab, und verließ durch die Eintrittshalle, indem er wiederholt weithin vernehmbar gähnte, das Haus.

Hier noch eine Geschichte von ihm; man wird sich dann ein ungefähres Bild von dem Manne, den Einige einfach einen „ungeschliffenen Kerl“ nannten, machen können.

Daure hatte zu einer Gesellschaft bei der Fürstin Chigi einstmals sechs Personen, ohne vorher anzufragen, mitgebracht. Fürstin, sagte er, ich habe die Ehre, Ihnen meinen Freund A. vorzustellen, — Fürstin, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn B., den Freund meines Freundes A. vorzustellen u. s. w.; er schloß mit den Worten: Fürstin, ich habe die Ehre, Ihnen den Freund vom Freunde des Freundes meines Freundes vorzustellen.

In Folge dieser sonderbaren gesellschaftlichen Mißgriffe war Daure in ganz Italien verschrien. Als er im Jahre 1811 nach Neapel kam, hatte man diese Dinge jedoch vergessen, während in Frankreich sein Name viel genannt wurde, und zwar wegen gar übler Dinge, welche er sich als Generalzahlmeister hatte zu Schulden kommen lassen. Um sich in Frankreich vergessen zu machen, hatte er sich in Neapel mit sehr warmen Empfehlungen an den

König sowohl wie an die Königin eingestellt, und wurde auch von Beiden sehr gut aufgenommen. Seine Ausgelassenheit und freie Art der Unterhaltung gefielen der Königin wohl, und sie brachte es dahin, daß Daure in Kürze Kriegs- und Marineminister wurde. Seinen offiziellen Posten aber verband er mit dem eines Liebhabers Ihrer Majestät — ob Murat etwas davon wußte? Wohl kaum, denn Daure war bei seiner starken Beleibtheit auch noch von Ansehen häßlich: der Geschmack der Weiber vom Schlage Carolines ist ja oft der allersonderbarste.

Während der Zeit, da der Herzog de La Vauguyon der Günstling der Königin war, hatte Caroline im Innern des Palais einige Arbeiten vornehmen lassen, und dieselben dem Könige gegenüber dadurch motivirt, daß sie sagte, es wäre von der Klugheit geboten, sich bei der unruhigen Stimmung der Bevölkerung und etwaigen Aufständen einen sicheren Weg in's Freie zu schaffen. Sie hatte unter solchen Vorwänden dem Architekten Mazois den Auftrag ertheilt, einen geheimen Gang von ihren Gemächern aus nach der großen Gallerie anzulegen, von welcher aus es Ausgänge nach allen Seiten hin gab. Dieser Gang mußte, da er versteckt sein sollte, natürlich sehr eng sein.

Wenn damals Vauguyon zur Königin befohlen wurde, so passirte er diesen Gang stets, und es ging, da der junge Herzog sehr schlank war, auch recht gut. Als sich später die Königin mit dem Marine- und Kriegsminister vertraut gemacht hatte, gab sie ihm den Schlüssel von der Thür,

welche aus der Gallerie in den Gang führte; an demselben Tage, an dem dies geschehen, fühlte sie auch schon das Bedürfniß, Daure in ihrer Nähe zu haben. Die für die Zusammenkunft bestimmte Stunde war längst vorüber: von Daure Nichts zu sehen und Nichts zu hören, endlich beschloß die Königin nach ihm zu suchen, sie nahm eine Lampe und betrat den geheimen Gang — alsbald ergab sich auch der Grund von Daure's Unpünktlichkeit: der Unglückliche war in dem Corridor, der für ihn zu eng war, stecken geblieben und konnte nicht rück- und nicht vorwärts. Die Königin leistete sofort hülfreiche Hand und es gelang auch, den Eingeklemmten wieder in Bewegung zu setzen und ihn in ihre Gemächer zu bringen: reiche Vergeltung wurde Herrn Daure unzweifelhaft für das ausgestandene Leid, dem Architekten aber der Text gelesen, daß er seinen Corridor nicht auch für corpulente Liebhaber Ihrer Majestät eingerichtet hatte.

Murat kam inzwischen mehr und mehr dahinter, daß seine Gemahlin und sein Kriegsminister, den er mit Gunstbezeugungen überhäufte, ihn beim Kaiser in Paris anschwärzten, hatte aber nicht den Muth, offen gegen diese neuen böswilligen Kabalen, die den Wunsch Carolines, zur Alleinherrschaft zu gelangen, verriethen, vorzugehen. Er suchte vielmehr, auf Umwegen sein Ziel zu erreichen und erließ eine Verfügung, der zufolge alle in seinen Diensten stehenden Franzosen verpflichtet sein sollten, sich naturalisiren zu lassen, behielt sich aber vor, die Naturalisation zu verweigern, sobald es sich um Franzosen handelte,

die er los sein wollte — diese aber gehörten sämmtlich zur Partei der Königin, als da sind: Daure, der Kriegsminister, de Longchamps, der Privatsecretär, Mme. de Longchamps, die Palastdame, Herr de Montrond, der spätere Freund Paulettes u. A. Alle waren ja eifrige Fördrer von Carolines Intriguen und mithin die Feinde des Königs, welche im Lande zu behalten für ihn allerdings gefährlich werden konnte.

Murat machte den Fehler, daß er einer bestimmten Meinungs- und Willensäußerung seiner Frau gegenüber auswich, daß er nicht zu den äußersten Mitteln griff, das heißt, sie in ein Kloster sperren ließ,*) sondern daß er gegen ihre Anhänger mit den gesetzlichen Mitteln vorging. Sein Decret hatte die unglückliche Folge, daß diejenigen Franzosen, welche sich als tüchtige Männer erwiesen, außer Landes gingen, weil sie sich dem Zwange der Naturalisirung nicht fügen wollten.**)

Sämmtliche Freunde Carolines rüsteten sich also zur Abreise, in der Befürchtung, der König würde zu den strengsten Maßregeln greifen, falls sie seiner Verordnung Trotz böten; außerdem aber waren dem Polizeichef Maghella Schriftstücke in die Hände gefallen, durch welche sie noch besonders compromittirt erscheinen mußten.

---

*) Drei Nichten Mazarin's, die Herzoginnen von Bouillon und Mazarin, sowie die Frau des Connetabel Colonna wurden von ihren Männern in's Kloster gesperrt, und hatten doch denselben weniger Schaden zugefügt, als Caroline ihrem Manne.

**) „Mémoires d'une inconnue" p. 300.

Murat war eben dabei, den Naturalisirungszwang in Bezug auf diejenigen Franzosen, welche er gern bei sich behalten hätte, zu modificiren, als er im „Moniteur de l'Empire français" einen fulminanten Erlaß Napoleons las, in welchem der König von Neapel daran erinnert wurde, daß sein Königreich einen Theil des Empire bilde, und daß er seinen Thron dem von Frankreichs Söhnen vergossenen Blut verdanke. Es hieß da:

„In Anbetracht, daß das Königreich Neapel ein Theil des großen Kaiserreiches ist, daß der über dasselbe regierende Fürst in der französischen Armee gestanden hat, daß er auf den Thron erhoben ist durch die Thaten und durch das Blut der Franzosen, so erklärt Napoleon, daß jeder französische Bürger von rechtswegen auch Bürger des Königsreichs beider Sicilien ist."

Murat raste vor Zorn über die ihm zugefügte Erniedrigung; seinen Schwager aufzuklären über den Grund zu seinem Erlaß aber fiel ihm zu schwer: Charakterlosigkeit ist etwas Schreckliches, sie führt größeres Uebel herbei als selbst der lodernde Zorn.

Aus Aerger erkrankte Murat auch noch und zwar beinah ebenso schwer als damals (1808), als seine Hoffnung auf den spanischen Thron zu Wasser wurde. Was ihn am schmerzlichsten berührte, war das, daß seine Gemahlin die Veranlassung zu Allem war. Gewiß ist es hart, bei Der, von der man Liebe, Hülfe und Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens erwarten sollte, Haß, Undankbarkeit und Gleichgültigkeit zu finden. Die Seelenschmerzen, welche

dem Manne die Bosheiten seiner Frau zufügen, sind vielleicht die entsetzlichsten von allen: Murat konnte mit Paulus, den er ja auf dem Seminar zu Toulouse fleißig studirt hatte, ausrufen:

Inveni mulierem morte amariorem.

War es nicht bitterer als der Tod für ihn, als er in Erfahrung brachte, daß Caroline zu allem Treubruche noch eine Handlung unglaublicher Tücke hinzugefügt hatte, indem sie in einem Briefe an den Kaiser darum eingekommen war, ihrem Gemahl die Krone zu nehmen und sie ihr zu übertragen? Ihr Brief, durch Maghella aufgefangen und mit Beschlag belegt, war in die Hände des Königs gelangt, Maghella wurde dafür mit dem Posten des Ministers des Innern belohnt.

„Da haben wir es," sagte Caroline, als sie es erfuhr, zu Madame Cavaignac, welche eben bei ihr war, „nun ist Maghella Minister . . da werden wir Alle gehängt." *)

Caroline war eine von Denen, welche Racine zeichnet, wenn er von vermessenen Weibern spricht, die im Verbrechen ihren Frieden finden, und deren Stirnen von keiner Röthe wissen.

Murat's Zustand wurde immer bedenklicher; er ging schließlich auf Anrathen der Aerzte nach Capo di Monte; allein mit der Luftveränderung stellte sich keine Veränderung in seinem Leiden, in dem Kreislauf seiner traurigen Gedanken ein.

---

*) „Mémoires d'une inconnue" p. 275.

„Verrathen von meiner Frau," rief er, „verrathen von Allen, die ich mit Wohlthaten überschüttet habe . . . ich könnte wahnsinnig werden."

Und in der That befürchtete man eine Zeit lang, der König werde den Verstand verlieren; es kam aber nur zu einem heftigen Nervenfieber. Meneval sagt, er habe gehört, daß Caroline ihn zwei Tage in völliger Absperrung hielt aus Furcht — es könne Jemand den Zustand geistiger Verwirrung, in welchem er sich befand, gewahr werden.*)

Es ist sehr auffällig, daß man in sonst zuverlässigen historischen Werken von dem Verrath Carolines an ihrem Manne gelegentlich des Naturalisirungserlasses nichts erwähnt findet; man stellt denselben hin, als wäre er die Folge einer Verstimmung Murat's darüber, daß er ein Contingent neapolitanischer Truppen zur französischen Armee stellen mußte, und darüber, daß Napoleon es ablehnte, dafür lieber die französischen Truppen aus dem Königreich zurückzurufen. Der einzig stichhaltige Grund für den Erlaß war, wie wir auseinander gesetzt haben, der, daß Murat mit dem schamlosen Betragen und den Ränken Carolines ein Ende machen wollte, indem er ihre Handlanger 2c. aus dem Lande wies. Das Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, war allerdings ein thörichtes: das ist aber auch der einzige Vorwurf, der ihn trifft.

Nur der Verrath von 1814 wird der Königin Caro-

*) **Meneval: „Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon I." II. 469.**

line vorgeworfen: ja auch in Bezug auf diesen kam sie in einem vielgelesenen Werke sehr glimpflich fort.*)

Unter Denen, welche über die Geschichte jener Zeitepoche schrieben, giebt es Viele, die, obwohl sie es besser wußten, Murat alle Schuld an den Ereignissen zuschrieben; zu ihnen zählt in erster Reihe auch Meneval. Es ist lange her, seit Juvenal seinen berühmten Vers über die in Rom damals zahlreichen Carolinen, deren es ja zu Anfang unseres Jahrhunderts und leider auch am Schlusse desselben in Frankreich wie anderswo viele giebt, schrieb:

Fortem animum praestant rebus quas turpiter audent.

Verzagt sind diese Carolinen, wo es sich um Tugend, kühn, wo es sich um Verbrechen handelt: der arme Murat ist von seiner Caroline als toll, als blödsinnig hingestellt worden; vor 1813–14 traf ihn kein Vorwurf als der einer großen Charakterschwäche.

Einige Franzosen, wie zum Beispiel Dr. Péborde, obwohl ein Freund des Königs, und Dr. Andral,**) obwohl Freund der Königin, sagten dem Herrscherpaare fast nur Schlechtes nach, machten trotzdem damals gemeinschaftliche Anstrengungen, um den König zu beruhigen. Murat aber wollte nichts hören und sprach nur von seiner Absicht, die Königin nach Castellamare zu verbannen — hätte er es doch lieber gethan, als davon zu sprechen! Endlich übernahm Herr Baudus, der Gouverneur des Prinzen Achilles,

---

*) „Souvenirs et correspondance de Mme. Récamier."
**) Père de M. Andral, ein hervorragender Jurist.

Beruhigungsversuche, welche auch gelangen; er überredete den König, seine Gemahlin rufen zu lassen und sich mit ihr auszusprechen.

Caroline, welche sah, daß alle ihre Ränke an's Tageslicht gekommen waren, versuchte nun, sich als Opfer hinzustellen. Sie weinte bitterlich, und das war pfiffiger, als nach Entschuldigungsgründen zu suchen; sie leugnete Alles, was sich nur irgend noch leugnen ließ, sie wies auf die Zahl und Perfidie ihrer Feinde hin, die möglicherweise ihre Unterschrift fälschten; sie könne ja auch nicht Alles lesen, was man ihr zur Unterschrift vorlege — kurzum sie verstand es, ihre schweren Vergehen als Irrthümer, beklagenswerthe Zufälligkeiten hinzustellen — aus dem Elephanten die Mücke zu machen. Schließlich kam sie noch gar zu dem Vorwurfe, der König habe sehr unrecht gethan, sich in solcher Weise „halb krank“ zu ärgern — aber so wären die Männer, rief sie, sie wären nie zufrieden: ein Thränenstrom rieselte neben ihren Klagen einher.

Die Frauen haben ein staunenswerthes Talent, sich von aller Schuld reinzuwaschen, wenn sie ertappt werden, sie wissen mit unverschämten Lügen auf das Geschickteste umzugehen: die Königin spielte ihre Rolle so vortrefflich, daß der weichherzige, charakterlose König mürbe wurde, sogar mit sich selber zu rechten anfing, ob er nicht doch seiner Gemahlin mit seinem Verdachte zu nahe getreten wäre.

Was hatte er eigentlich gewollt? Hatte er es vergessen? Das Wohl seiner Caroline ging wieder allem Anderen voran; er hatte sie ja immer noch lieb. Ach, sie

wußte es nur zu gut — und dann die Kinder, deren Zukunft . . . die eigene ruhmreiche Vergangenheit — Baudus ließ dazu alle Minen seiner Beredsamkeit spielen und rieth dringend, des Vorgefallenen nicht mehr zu gedenken und ein der Erhabenheit des Thrones entsprechendes neues Leben zu beginnen.

So kam es denn zur Aussöhnung. Im Anschluß an dieselbe schickte Murat Caroline nach Paris, um auch mit dem Kaiser wieder auf guten Fuß zu kommen. Diese Mission zu erfüllen fiel ihr nicht schwer; sie kannte ja ihren Bruder so genau, wußte, wie gutherzig er den Seinigen gegenüber war. Auch gelang es ihr, die Rolle der musterhaften Ehefrau, die sich aus Edelmuth zur Fürsprecherin des Gatten macht, auf's Geschickteste zu spielen, und das Ende vom Liede war, daß Napoleon erklärte, er wolle vergessen und vergeben — er war in dieser Beziehung stets der Aufrichtigsten Einer.

Zur Taufe des Königs von Rom hatte sich Caroline nicht in Paris einstellen können; sie war aber die zweite Taufpathin, Madame Mère war die erste; die Königin Hortense hatte sie bei der Feier vertreten. Caroline schenkte dem Neffen einen kleinen muschelförmigen Wagen, bespannt mit zwei Zwerghirschen, welche der berühmte Kunstreiter Franconi dressirt hatte, und an schönen Tagen sahen die erstaunten Pariser durch das Gitter der Tuilerien, wenn die goldenen Lanzenspitzen desselben in der Sonne flimmerten, den „mythologischen Wagen", wie sie sagten, mit der „Hoffnung Frankreichs" im Tuileriengarten auf und ab rollen.

Bei ihrem Abschied von Paris, auf der letzten Cur, der sie in den Tuilerien beiwohnte, fielen von ihren Lippen die bekannten Worte:

„Nur in Neapel regiert es sich angenehm.“ *)

Sie hatte ja bemerkt, daß man in Paris mit Schmeicheleien und Huldigungen weniger freigebig war als in ihrer Residenz an südlichen Ufern, wo die Menschen ein geschmeidigeres Rückgrat haben . . . wußte denn Caroline noch immer nicht, daß Schmeicheleien, besonders in Hofkreisen, nichts sind als eine Larve, hinter der Gesichter geschnitten werden?

Was die zur Schau gestellte Loyalität der Neapolitaner bedeutete, das sollte ihr ja demnächst klar werden, sie sollte einsehen, daß es sich doch nicht so angenehm in Neapel regieren läßt.

*) **Mlle. Avrillon: „Mémoires“ I. 355.**

Viertes Capitel.

Machiavellistische Anschläge Carolines. — Murat verläßt in Posen die Trümmer der Armee. — Eine Erklärung für sein Verhalten; Brief Carolines. — Schlechte Aufführung der Königin. — Zorn Murat's. — Murat Verräther! — Hohn und Malice. — Madame de Récamier in Neapel. Ein schmeichelhafter Empfang wird ihr bei Hofe zutheil. — Politische Vorgänge. — Einfluß der Königin auf den König. — Herr von Metternich erweist sich dankbar. — Ehrenwerthe Handlungsweise des Marschall Pérignon. — Madame de Récamier wohnt einem tragischen Auftritt bei; Cynismus der Königin. — Empörung Napoleons, als ihm der Verrath Murat's zu Ohren kommt; er macht seine Schwester verantwortlich. — Caroline hält die Zügel der Regierung. — Brief an Mme. Récamier. — Rückkehr Napoleons von der Insel Elba. — Mme. Mère und Pauline in Neapel. — Unüberlegte Eile Murat's: er setzt Alles auf's Spiel und verliert. — Murat in Frankreich. — Königin Caroline organisirt die Vertheidigung des Landes. — Die Engländer nehmen Caroline gefangen und schaffen sie nach Triest. — Tod Murat's; ein sonderbarer Zwischenfall. — Leben der Gräfin von Lipona im Exil; sie verheirathet sich wieder. — Mme. de Récamier besucht sie in Triest. — Die Gräfin Lipona in Paris 1838. — Ihr Tod.

Die Königin von Neapel war in einem gefährlichen Irrthum, wenn sie glaubte, sie habe in den Herzen der Neapolitaner einen Platz erobert: die Menschen pflegen ebenso hart gegen Die zu sein, welche im Unglück stecken,

als heuchlerisch vor den in Glück und Macht Stehenden — Caroline hatte keine Selbsterkenntniß, sonst hätte sie an sich selber diese traurige Wahrnehmung gemacht.

Sie war also in ihre Staaten zurückgekehrt. Lucian, der jetzt in London lebte und bei dem Bankrott des dortigen Bankiers Le Mazurier 300,000 Francs eingebüßt hatte, wollte eine Anzahl Diamanten, welche er bei dem bekannten römischen Bankier Torlonia in Aufbewahrung gegeben hatte, versilbern. Er beauftragte Herrn Boyer, einen Neffen seiner ersten Frau, den Schatz in Rom zu reclamiren. Boyer ging über Neapel und beabsichtigte, der Königin seine Ehrfurcht zu bezeugen. Diese aber wollte ihn nicht sehen, aus Furcht, sie möchte dem Kaiser mißfallen, wenn sie einen Verwandten Lucians, von dem Napoleon der Zeit nichts wissen mochte, empfinge. Was that sie? Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, ließ sie das aus London kommende Schiff, als käme es von Mecca, in den Quarantänehafen führen. Während sie tagelang nicht wußte, was sie thun sollte, steckte der arme junge Mann im Hospital. Endlich, als man in der Stadt anfing, sich über die sonderbare Quarantäne-Verfügung lustig zu machen, ließ sie Boyer durch zwei Polizeibeamte in ein Wirthshaus der Stadt führen und bewachen. Murat, der eine Woche lang abwesend gewesen war und gerade um diese Zeit zurückkehrte, erfuhr alsbald, daß man einen Verwandten seines Schwagers wie einen Uebelthäter behandelt hatte; er war sehr aufgebracht, eilte selbst nach dem Wirthshaus, um entschuldigende Aufklärung zu geben, und sorgte für

die schnellste und sicherste Beförderung Boyer's nach Rom. Caroline hat sich bei dieser Gelegenheit, wie es scheint, ihre Schwester Paulette zum Muster genommen, welche, wie man sich erinnern wird, vor Jahren gegen Lucian selber bei dessen Besuch in Turin ganz ähnlich verfahren war.

Im Mai 1812 erhielt Murat durch den Kaiser seine Einberufung zur sogenannten „großen Armee", um das Kommando über die gesammte am russischen Feldzuge theilnehmende Cavallerie zu übernehmen. Caroline war nichts weniger als betrübt darüber, im Gegentheil, im Stillen hocherfreut, als Murat abreiste; sie war ja nun Regentin und Niemandem für ihre Art, zu regieren, Rechenschaft schuldig, und dann . . . Murat war so waghalsig, so unvorsichtig . . . konnte nicht eine Kugel . . . eine feindliche Kugel . . . Caroline war überglücklich: auf Grund der Constitution wäre sie ja alsdann Königin geworden. Wie sie 1807 sich auf den Tod Napoleons eingerichtet hatte, so dachte sie jetzt nur an Murat's Tod.

Sie regierte also frisch und freudig darauf los, selbstständig, ohne Jemand zu fragen, ohne mit Jemandem die Macht zu theilen: wie angenehm regierte es sich doch in Neapel!

Sie unterschrieb die Verordnungen, sie bewilligte oder verweigerte Gnadenbeweise, sie vollzog Ernennungen, sie präsidirte dem Ministerrath. Sie und immer nur sie, Alles nur durch sie! Dabei aber kam in ihr doch die Frau wieder und wieder und zwar oft in recht drastischer Weise zum Durchbruch: mitten in den ernstesten Verhand-

lungen kam sie auf Hofbälle zu sprechen, eben noch vertieft in die Bestimmungen zur strengen Durchführung der Continentalsperre, war sie im nächsten Augenblicke mit ihren Gedanken bei einem neuen Modeartikel.

Eines Tages, während sie dem Ministerrath präsidirte, erschien eine ihrer Hofdamen, um ihr zu melden, daß soeben eine ganze Ladung von „Nouveautés" des berühmten Pariser Confectionsgeschäftes Leroy per Courrier eingetroffen sei. Die Königin — wahrscheinlich um die Verhandlungen nicht störend zu unterbrechen — befiehlt, die Gegenstände sofort in den Sitzungssaal zu schaffen. Mehrere große Kisten werden denn auch hereingetragen, geöffnet; es werden ihnen Kleider, Hüte entnommen, Schirme werden aufgespannt, gemustert*) — Alles vor Augen der erstaunten Minister, die sich garnicht beruhigen können, die erhabenen Tugenden einer Königin zu bewundern, welche die hohen Aufgaben der Politik mit den Anforderungen, welche die Eleganz an eine Frau von Geschmack stellt, in so genialer Weise zu vereinigen weiß. —

Die furchtbare Catastrophe in Rußland war hereingebrochen. Man weiß, daß Napoleon gegen Ende der „großen Retirade" die Trümmer der Armee hinter sich ließ, um nach Paris zu eilen. Die mißglückte Verschwörung des General Malet hatte ihn mit Befürchtungen erfüllt,

---

*) Die sechs von der Königin Caroline unter dem 6. Juli 1812 bestellten Hüte hatten folgende Preise: zwei kosteten 450 Franks, zwei 275 und zwei 120 Franks. (Henri Bouchot: „La toilette à la cour de Napoléon" p. 24.)

daß der Bau, welchen er aufgeführt hatte, nicht solid fundamentirt war; seine Anwesenheit in der Hauptstadt schien eine Nothwendigkeit, einmal um die öffentliche Meinung zu beruhigen, sodann um neue Armeen zu schaffen. Er übertrug, ehe er seinen Schlitten bestieg, Murat den Oberbefehl.

Murat aber hatte seinerseits damals beunruhigende Nachrichten von Caroline über die Stimmung in Neapel erhalten; die englische Flotte hätte sich, schrieb die Königin, in den sicilianischen Gewässern gezeigt und eine Truppenlandung wäre wahrscheinlich. Nachrichten von anderer Seite berichteten über das unkluge Verhalten Carolines.

Als König und Gatte zugleich beunruhigt, theilte Murat am 16. Januar 1813 dem Fürsten von Wagram und dem Generalintendanten der Armee, Herrn Daru, seinen Entschluß mit, schleunigst nach Neapel abzureisen. Man drang umsonst in ihn, zu bleiben: er reiste, nachdem er das Commando dem Prinzen Eugen übertragen hatte, ab.

Napoleon gerieth in gewaltigen Zorn, als er erfuhr, daß Murat seinen Posten verlassen hatte. Der „Moniteur“ vom 8. Februar 1813 brachte eine geharnischte Notiz, zugleich schrieb Napoleon an Caroline:

„Der König von Neapel hat die Armee verlassen. Ihr Gemahl ist ein tapferer Mann auf dem Schlachtfelde, aber schwachmüthiger wie eine Frau, wie ein Mönch, wenn er den Feind nicht vor Augen hat: ihm gebricht es durchaus an moralischer Kraft.“

Caroline wußte das recht gut, wußte auch, daß sie zu diesem Seelenzustande ihres Gemahles in naher Beziehung stand, wußte ferner zur Genüge, daß sie die Veranlassung zur Rückkehr des Königs gegeben hatte, hütete sich aber wohl, dies dem Kaiser zu sagen.

„Ich kann," meint die Herzogin von Abrantes, „mit aller Bestimmtheit behaupten, habe ich doch die Beweise in den Händen gehabt, daß eine Verschwörung in den innersten Gemächern des königlichen Schlosses zu Neapel der alleinige Grund zu den ersten Fehlern Murat's war. Es war eine feinangelegte Intrigue, die seine plötzliche Abreise von Posen zur Folge hatte."*)

Es steht über allem Zweifel fest, daß die Königin in der That an Murat geschrieben hatte, die englische Flotte kreuze vor der neapolitanischen Küste und daß eine Truppenlandung unmittelbar bevorzustehen schiene. Sie wußte, daß Murat auf diesen Alarmruf hin sofort herbeieilen würde, um sein Königreich zu vertheidigen . . . war er nur erst wieder in Neapel, alles Uebrige wollte sie schon machen und ihn ganz ihrem Willen unterwerfen. Es ist wohl zu bemerken, daß über gewissen Vorgängen am Heerde der Murats das Dunkel des Geheimnisses ruht, daß man dasselbe nur mit Hülfe von Conjecturen einigermaßen lüften kann; es kommen dabei die beiderseitigen Charaktere und der Gang der Ereignisse wesentlich in Betracht.

---

*) **Duchesse d'Abrantès: „Mémoires" XI. 455.**

Die Königin hatte, wie alle Welt, aus dem 29. Bulletin ersehen, daß die französische Armee in Rußland aufgerieben war und glaubte, der Kaiser würde sich nach diesem vernichtenden Schlage nicht wieder erheben können, glaubte, daß Frankreich zugleich mit ihm unterliegen würde. Sie vergaß ihres Bruders, ihres Vaterlandes, wie sie ihrer Pflichten als Ehefrau vergessen hatte und dachte nur daran, ihre Krone in dem allgemeinen Schiffbruch, welchen sie kommen sah, zu retten. Aus diesem Grunde hatte sie bereits Beziehungen mit Oesterreich und mit England angeknüpft, indem sie darauf rechnete, daß beide Regierungen sich ihr gegenüber für die Stütze, die sie ihnen anbot, erkenntlich zeigen würden. Es war ja eine Naivetät von ihr, dies zu glauben: entsagte sie nicht zugleich für ihre Person einer solchen Erkenntlichkeit dem Bruder gegenüber?

Caroline erfuhr aber gleich nach Einfädelung der Verhandlungen zu ihrem Verdruß, daß beide Mächte nur mit Murat selbst verhandeln wollten. Sie hatte sich also in der Hoffnung getäuscht, sie könne dadurch, daß von ihr die ersten Schritte ausgingen, ihren Gemahl bei Seite schieben und sich die Krone sichern. Vor dieser ihr durch den Grafen Mier, österreichischen Gesandten in Neapel, und Lord Bentinck, den Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte im Mittelländischen Meere, kundgethanen Entscheidung mußte sie sich wohl oder übel dazu bequemen, ihren Thron noch weiter mit Murat zu theilen, und nun erst hat sie demselben jenen Brief geschrieben, von dem sie sich

sagen mußte, er werde Murat zur sofortigen Rückkehr bestimmen.

Zu gleicher Zeit mit dem Briefe der Königin über eine wahrscheinliche Landung englischer Truppen an den Küsten seines Reiches hatte Murat andere Nachrichten erhalten, und zwar über die schlechte Aufführung seiner Frau. Kopflos, wie er in solchen Fällen stets handelte, war er sofort und ohne auf die Rathschläge Berthier's und Daru's zu achten, abgereist; er eilte à franc étrier, wie damals Napoleon aus Agosta nach Frankreich, aus Posen in sein gefährdetes Reich zurück.

Zunächst aber ging er nicht nach Neapel, sondern nach Caserta, wo Caroline mit den Kindern sich damals aufhielt. Die Königin gefiel sich in dem Gedanken, Murat habe keine Ahnung von ihren während seiner Abwesenheit begangenen Fehltritten. Der König aber, der inzwischen in Bezug auf eine englische Invasion keinerlei Befürchtungen mehr hegte, konnte sich ruhig mit der Untersuchung der Vorgänge, die sich im Innern seiner Häuslichkeit zugetragen hatten, beschäftigen. Die erste Zusammenkunft mit Caroline war eine an Donnern und Blitzen reiche, eine schreckliche Scene reihte sich an die andere, der König entließ eine ganze Reihe von Beamten, welche zur Partei der Königin zählten; er fühlte wohl, daß er in dieser mit allen Miasmen des Verrathes und der Büberei gesättigten Athmosphäre keinen freien Athemzug mehr thun könne. Wolken von Verdacht und Mißtrauen stiegen auf, und sein einst so offenes, ehrliches Wesen war nun für immer dahin.

Zu den Vorwürfen, die er gegen Caroline erhob, gehörte auch der über ihre mit Oesterreichern und Engländern angeknüpften Verhandlungen. Caroline erwiderte auf denselben mit dreister Stirn: wenn sie die Absicht, welche der König ihr unterschiebe, ihn mit Hülfe ihrer Verbündeten zu entthronen, wirklich gehabt hätte, so würde sie doch wohl nicht so albern gewesen sein, seine schleunige Rückkehr zu veranlassen. Murat aber hielt ihr vor, daß sie ihn ja nur zurückgelockt habe, weil die Engländer sich geweigert hätten, mit ihr allein zu verhandeln.

Obwohl er von allen Seiten getäuscht wurde, er selber täuschte sich, wie man sieht, diesmal nicht. Seine Stimmung wurde immer verbitterter; hinzu kam noch, daß es ihn reute, auf Carolines Angaben hin seine Pflichten dem Kaiser und der Armee gegenüber verleugnet zu haben, indem er die letztere im Stiche ließ.

Caroline hatte in ihrem Calcul zwei Dinge vergessen: die moralischen und materiellen Hülfsmittel, welche Frankreich dem Kaiser bot und das unbeugsame Schlachtengenie ihres großen Bruders. Wie aus der Erde gestampft erschien auf dem Kriegstheater eine neue Armee und die Erfolge von Lützen und Bautzen setzten die Welt in Erstaunen; Verwirrung und Schrecken aber traten an die Stelle von Carolines ehrgeizigen Hoffnungen. Wenn er wirklich noch so stark war, mußte man ihm beistehen, mußte ihm die Hülfe der neapolitanischen Truppen anbieten — das war zur Stunde Carolines umgesattelte Politik und in dem Sinne schrieb sie auch an den Kaiser. Sie stellte ihm

vor, wie nothwendig seine jungen, unerfahrenen Reitergeschwader eines Generals bedurften, der sie durch sein Beispiel anzufeuern verstünde, der ihnen im Glanz seines Ruhmes wie ein Halbgott erschiene, und richtig — Murat wurde vom Kaiser wieder zur Armee berufen: er traf am 17. August in Dresden ein.

Allein das kurze Lächeln des Glückes war schon dahin, der Stern Napoleons im Erbleichen; es folgten die Niederlagen an der Katzbach, bei Großbeeren, Dennewitz, Kulm, das düstere Vorspiel zu der Tragödie von Leipzig.

Fünf Tage nach der verhängnißvollen Schlacht verließ Murat das Zelt des Kaisers und verfügte sich in das Lager der Verbündeten, dort hatte er eine Unterredung mit dem General Grafen Mier, früheren Gesandten Oesterreichs in Neapel, dem Freunde seiner Gemahlin: Murat war mit diesem Schritt zum Verräther gestempelt, der Unterricht seiner Frau war nicht ohne Folgen geblieben — jetzt war er ihrer würdig.

Er hielt die Sache Napoleons für unwiederbringlich verloren und hatte beim Grafen Mier hören wollen, welche Vorschläge man ihm etwa machen wolle. Graf Mier sprach im Namen seines Kaisers, vielleicht auch im Namen seiner Freundin, der Königin, und nahm die damals unterbrochenen Verhandlungen bereitwillig wieder auf: Murat erklärte sich bereit, auf die Vorschläge der Verbündeten einzugehen.

Nachdem er auf diese Weise seine Zukunft gesichert zu haben glaubte, nachdem er sich für den Augenblick wohl die Krone gerettet, aber für immer seine Ehre eingebüßt

hatte, kehrte er in das französische Lager zurück und verabschiedete sich beim Kaiser, indem er erklärte, seine Anwesenheit bei der Armee könne Nichts mehr nützen, dieselbe dagegen in Neapel insofern vortheilhaft sein, als er dort für die Vertheidigung des Landes sorgen könne. So reiste er denn ab.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Napoleon von Murat's Besuch im feindlichen Lager und seiner Unterredung mit Mier Kenntniß hatte, denn es ging sofort ein Courier nach Paris mit dem Befehl an den Polizeipräfecten ab, Murat, wenn er sich dort einstellen sollte, gefangen nach Vincennes abführen zu lassen.*) Murat, der wohl ahnen mochte, was in der Luft schwebte, aber ging über die Schweiz, ohne Frankreich zu betreten, in sein Königreich zurück.

Er kam auch durch Mailand, woselbst der Herzog de La Vauguyon, den er einst des Landes verwiesen hatte, in stiller Zurückgezogenheit lebte. Er ließ ihn zu sich rufen, und Vauguyon unterbreitete ihm einen Plan über die Einigung Italiens unter dem Scepter Murat's; der Plan enthielt viel Bestechendes für den König: Graf Mier hatte ihm ja im Namen des österreichischen Kaisers den Besitz seiner Staaten garantirt, warum sollte er nicht inmitten des allgemeinen Umsturzes, der unzweifelhaft bevorstand, sein Königreich, dessen er ja nach seiner Meinung nun ganz sicher war, vergrößern können? Er söhnte sich

*) Pasquier: „Mémoires" II. 79.

vollkommen aus mit Vauguyon, nahm ihn wieder in den Heerdienst auf und schickte ihn als Commandeur einer neapolitanischen Division, die gerade jetzt in Rom eintreffen mußte, dorthin. Der neue General erhielt den Auftrag, Besitz vom Kirchenstaat zu ergreifen. Als Vauguyon Bologna passirte, traf er dort mit dem Herzog von Otranto (Fouché) zusammen, der sich in begeisterten Worten für die auch von ihm geplante Einigung Italiens aussprach, und Murat für den Mann hielt, der dieselbe durchzuführen im Stande sei. Der General Pino von der lombardischen Armee, der bei der Unterredung zugegen war, erbot sich sofort, Herrn Vauguyon die Festung Mantua auszuliefern, die er im Namen des Königs von Neapel in Besitz nehmen möge. Vauguyon wollte über die Sache doch zunächst Murat's Meinung hören, dieser aber gab gar keine Antwort. Er hatte inzwischen Neapel erreicht und seine Gemahlin sich dahin entschieden, vorerst die in Frankreich bevorstehenden entscheidenden Ereignisse abzuwarten. Murat fiel nun mehr und mehr Carolines Herrschaft anheim. Caroline wurde von jetzt an die ausschließliche und absolute Leiterin der neapolitanischen Politik.

Sie sah ja den Sturz Napoleons voraus und rechnete auf ihre Freunde Mier und Metternich, mit anderen Worten auf den Schutz Oesterreichs.*) Die Königin, in aller

---

*) Der Kanzler Pasquier ist allerdings der Meinung, weder die Königin noch der König hätten den Sturz Napoleons vorausgesehen. „Es waren ihnen aber", sagt er, „die Frankfurter Vorschläge bekannt und sie mochten wohl glauben, daß sie durch ihre Partei-

Ruhe auf die Zerstückelung Frankreichs wartend, hoffte, aus den Siegen der Verbündeten würden sich für sie große Vortheile ergeben.

Man lebte inzwischen an ihrem Hofe ganz nach alter Weise, als herrsche Friede überall: man tanzte, man spielte Komödie — war es nicht ebenso in Paris? Die Königin trat selber in Stücken auf, welche in ihrem Palais gegeben wurden, vernachlässigte dabei jedoch keineswegs ihre Rolle auf dem Welttheater. Der General Lamarque war ebenfalls eifrig an diesen Liebhabervorstellungen betheiligt und, wie aus seinen Memoiren hervorgeht, ein Bewunderer Carolines — nicht nur in ihrer Eigenschaft als Priesterin Thalia's.

Wir wollen hier gleich auch jener Dame erwähnen, die für Carolines Charakter von einer auffälligen Nachsicht war und von der wir schon gelegentlich einmal gesprochen haben — es ist Mme. Récamier, welche in den ersten Decembertagen des Jahres 1813 sich in Neapel eingestellt hatte. König und Königin waren durch Herrn de Rohan-Chabot von ihrer Ankunft unterrichtet und empfingen sie auf das Freundlichste. Kaum war sie im Hotel de l'Europe am Chiaja-Quai, in welchem Herr de Chabot

nahme den Kaiser zwingen könnten, die Vorschläge anzunehmen, und Napoleon sich begnügen würde Kaiser der Franzosen zu sein und weiter Nichts, mit Rhein, Alpen und Pyrenäen als Grenzen seines Reiches. Wie dem auch sei, die Geschichte wird bei der Behauptung stehen bleiben, daß sie Beide im letzten Augenblick zur vollkommenen Vernichtung Napoleons beigetragen haben." (Pasquier: „Mémoires" II. 137.)

eine Reihe von Gemächern für sie belegt hatte, eingetroffen, als ein Page der Königin sich mit einem prachtvollen Korbe voll Blumen und Früchten, und den Grüßen beider Majestäten einstellte. Der Bote hatte auch den Auftrag, der Dame zu vermelden, wie sehr man im Palais wünsche, sie baldigst empfangen zu können.

Mme. Récamier war nicht unempfindlich für diese Zuvorkommenheiten, und einigermaßen erstaunt, da sie die Königin von Neapel doch eigentlich nur wenig kannte; wir haben im Vorhergehenden die flüchtigen Beziehungen beider Damen zu einander zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Gleich anderen Tages stellte die Récamier sich im Palais ein.

Man überschüttete sie mit Liebenswürdigkeiten, allen Zeichen der Theilnahme und des Vertrauens. Caroline, sonst so hochmüthig, empfing sie, als wäre sie ihres Gleichen, sprach ihr ihr Bedauern über die Härte des Kaisers und den Wunsch aus, sie dieselbe vergessen zu machen, forderte sie schließlich auf, ganz in Neapel zu bleiben, bis ihr der Aufenthalt in Paris wieder gestattet sein würde. Es gab keine Artigkeit, die der „berühmten Dame“ nicht erwiesen worden wäre.

Caroline hatte von ihrem Bruder die Kunst erlernt, die Personen, auf deren Dienstbereitschaft und Anhänglichkeit es ihr ankam, zu verführen und sie war dann im Stande, von wirklich bestechender Liebenswürdigkeit zu sein. Die Nichte der Mme. Récamier, Mme. Lenormant, welche die Herausgeberin der Erinnerungen und Correspondenz ihrer Tante wurde, sagt, nicht ohne einen gewissen Stolz zu

verrathen, die Königin habe der Frau Récamier stets vor allen Damen des Hofes den Vortritt gegeben.

„Eines Tages," so erzählt sie, „es war in Portici, man trat aus dem Saal auf eine Gallerie hinaus, die Königin schritt voran, Mme. Récamier, welche bemerkt hatte, daß ihre Bevorzugung den Neid Vieler erweckt hatte, wollte die anderen Damen vortreten lassen, was diese auch in stolzer Befriedigung thaten, allein die Königin wandte sich um, schleuderte ihren Damen einen vernichtenden Blick zu und rief mit lauter Stimme:

„Und . . Madame Récamier?" *)

Herr de Rohan-Chabot, welcher sich wenige Tage vor der Récamier in Neapel eingefunden hatte, war am königlichen Hofe mit der seinem alten in Frankreich berühmten Namen gebührenden Auszeichnung empfangen worden. Die äußeren Vorzüge des Herrn hatten auch eine besondere Beachtung seitens der Königin gefunden, aber die Religiosität des Herrn de Chabot ließen es bei ihm nicht zu, die profanen Empfindungen der Königin zu erwidern **) und diese war in hohem Grade erstaunt, einem Charakter zu begegnen, wie er ihr bisher im Kreise ihrer Höflinge noch nicht vorgekommen war.

Inmitten der Europa erschütternden Kriegsereignisse, die das kaiserliche Frankreich und die Vasallenstaaten zu vernichten drohten, wäre es ja seltsam gewesen, wenn König und Königin nicht in ihren Unterhaltungen mit Mme.

*) „Souvenirs et correspondance de Mme. Récamier" I. 240.
**) Ebenda pag. 247.

Récamier das Thema, das in Aller Munde war, berührt hätten. Caroline sprach von den Beunruhigungen, aus denen Murat gar nicht mehr herauskäme; daß sie dabei der Dame ihre geheimen Wünsche verschwiegen hätte, kann man kaum annehmen.

Der Plan der Emancipation Italiens, der, wie man hörte, von Herrn de La Vauguyon ausging, hatte Murat wohl verführt, seine Gemahlin aber nicht. Sie arbeitete im Stillen dahin, daß derselbe wieder aufgegeben würde, denn sie sagte sich, daß mit der Erhebung Italiens für seine Einigkeit und Unabhängigkeit die Beseitigung der Murats verbunden sei: sie bestand immer dringender auf einem definitiven Bundesabschluß mit Oesterreich. Diese Idee aber war eigentlich nicht ihr Eigenthum, sie war ihr vielmehr vom Grafen Mier beigebracht worden; sie hatte diesen Herrn damals, als er unter Metternich Gesandtschaftssecretär in Paris war, kennen gelernt.

Murat neigte mehr zu einem Bündniß mit England hin, ihm erschienen dessen Vorschläge die annehmbareren. Der Admiral Bentinck hatte Herrn de La Vauguyon, dem Vertreter des Königs bei den Unterhandlungen, erklärt, England würde Murat als König von Neapel anerkennen, sich auch anheischig gemacht, die Anerkennung beim König Ferdinand durchzusetzen, der Neapel aufgeben und sich auf Sicilien beschränken würde. England werde Nichts dagegen haben, erklärte Lord Bentinck, wenn Murat sich des Territoriums von Ankona bemächtige. Er bot ihm zur

Kriegführung sogar 20 Millionen und 25,000 Mann an, über die der König den Oberbefehl haben solle.

Das A es aber war Nichts für Caroline; sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt: das Heil ihrer Krone käme von Oesterreich und ihre früheren intimen Beziehungen zu Metternich wären das sicherste Unterpfand einer glücklichen Zukunft; hierin wurde sie ja durch Mier auch noch besonders bestärkt.

Nun kam es wieder zu Zank und Streit, König und Königin sagten sich von Neuem die bittersten Dinge, ja es gab so heftige Auftritte, daß der Lärm derselben bis auf die Straße drang und Neapel wieder ganz voll von Scandalgeschichten aus dem königlichen Palais war. Die häufigen Besuche der Mme. Récamier und deren wunderbares Talent, sturmbewegte Wogen zu beruhigen, wirkten aber in versöhnendem Sinne und das Ende vom Liede war — natürlich der Sieg Carolines.

Am 11. Januar 1814 unterzeichnete Murat einen Bündnißabschluß mit Oesterreich, sagte sich los von der Unabhängigkeitsbewegung, welche Vauguyon eingefädelt hatte und lehnte dankend die Anerbietungen Lord Bentinck's ab.

Der Kaiser von Oesterreich garantirte ihm und Erben, mit der Ausübung der Souveränität, alle seine italienischen Besitzungen — als Belohnung für seinen Verrath an Frankreich. Dieser bestand darin, daß Murat sich verpflichtete, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, sich am Kriege gegen Napoleon und Frankreich zu betheiligen:

„damit das Gleichgewicht unter den Mächten und ein dauernder Friede in Europa, namentlich in Italien, wieder hergestellt werde.“

Der König verpflichtete sich außerdem, 30,000 Mann zur Armee der Verbündeten zu stellen, Oesterreich 60,000 Mann nach Italien zu beordern.

Es existiren in dem Vertrage auch noch einige „geheime“ Artikel, die erst später bekannt geworden sind. Auch einen „Zusatz Artikel“ gab es, „welchen Metternich selbst in Chaumont am 3. März 1814 unterzeichnet hat.“

„Das stolze Oesterreich,“ sagt Pasquier, „konnte sich kaum zu einer noch größeren Gefälligkeit herbei lassen, um die Unterstützung des gekrönten Soldaten zu erkaufen. Nicht allein, daß es alle dessen Rechte auf das, was er besaß, anerkannte und garantirte, es stellte ihm auch anheim, solche auf Sicilien geltend zu machen. Oesterreich sicherte ihm ferner, sowie der Friede definitiv abgeschlossen wäre, eine Vergrößerung um ein Gebiet mit 400,000 Einwohnern zu, welches dem Kirchenstaat abgenommen werden sollte. Ja Oesterreich ließ sich sogar zur Bestimmung kleiner Einzelheiten herbei, indem es Murat u. A. die farnesischen Güter in Rom und die Allodialgüter sicherte, welche er zur Zeit im Königreich Neapel besaß. Dies war der Inhalt des Zusatz-Artikels von Chaumont.

Soll man noch hinzufügen, daß außer den großen politischen Interessen, welche damals die Entschließungen Oesterreichs bestimmten, Herr von Metternich sich wohl auch der zärtlichen Beziehungen erinnern mochte, die

während seines Aufenthaltes in Paris zwischen ihm und der Königin Caroline bestanden hatten? Der Zusatz-Artikel von Chaumont sieht beinah aus wie ein Act der Galanterie." *)

So weit der würdige Kanzler Pasquier.

Diese Galanterie, falls es eine solche ist, mußten die Völker bezahlen: die Königin Caroline ließ sich von Herrn von Metternich den Lohn für ihre Liebesmühe zahlen und von Oesterreich den Preis für ihren Verrath.

Während seines lange dauernden Schwankens zwischen seinem Gewissen, seiner Liebe für Frankreich, seiner Treue für den Kaiser und Dem, was er für sein Interesse hielt und womit ihm unaufhörlich die Gemahlin in den Ohren lag, hatte Murat kaum wahrgenommen, wie bewegt die öffentliche Meinung in Neapel geworden war. Man fing an, das Verhalten des Königs und die Gerüchte von seinem Bündniß mit Oesterreich, welche möglicherweise unter der Hand von der Königin verbreitet worden waren, öffentlich zu besprechen. Der alte Marschall Pérignon, der damals in Neapel war und von der Stimmung in der Stadt beunruhigt war, suchte um eine Audienz beim König nach, welche ihm gewährt wurde: leider aber war die Königin zugegen. In der Befürchtung, der loyale alte Herr möchte Murat's Entschlüsse beeinflussen, blieb sie wider allen Gebrauch bei der Unterredung zugegen.

Nun trug Pérignon Beiden vor, wie es in der Stadt aussähe, was man sich erzähle und fügte hinzu:

*) Chancelier Pasquier: „Mémoires" III. 111.

„Sagen Sie mir, ich muß verlangen es zu hören, daß diese Gerüchte falsch sind."

Murat stieß einige unzusammenhängende Worte hervor, auch ausweichende Phrasen, und nun wandte sich Pérignon an die Königin mit den Worten:

„Und Sie, Madame, Sie, die Schwester des Kaisers, wenn dieser unglückliche Vertrag — durchaus gegen Ihren Willen, wie ich nicht bezweifle — abgeschlossen ist, so werden Sie natürlich mit der französischen Besatzung abziehen — unmöglich kann die Schwester Napoleons hier inmitten der Feinde des Kaisers verbleiben; sie wird durch ihre Abreise Einspruch erheben wider ein Bündniß mit seinen Feinden, welches sie nicht hat verhindern können."*)

Die Königin erwiderte mit erzwungenem Lächeln und mit mehr drolligem als ernstem Wesen:

„Herr Marschall, Sie wissen ja, daß die Pflicht einer Frau der Gehorsam ist."

Der alte brave Herr hatte verstanden; hier war es verlorene Mühe, von Pflichten zu reden, von Ehre, von Vaterland; dieses Weib hatte die Stirn, aus ihrer Nichtswürdigkeit einen Scherz zu machen. Voller Empörung zog sich Pérignon zurück.

Caroline war jetzt von ihrer „historischen Bedeutung" derart benommen, daß sie nichts sah und nichts hörte, sondern sich in stolzem Gedankenfluge neben Elisabeth, neben Catharina drängte. Sie wußte ja in kleinen Dingen,

---

*) „Mémoires d'une inconnue" p. 262.

auf Schleichwegen ihr Ziel sicher zu erreichen, wo es sich aber um die große Politik handelte, wo es darauf ankam, einen klaren und weiten Horizont zu haben, wo Kenntnisse der menschlichen Herzen, der materiellen wie moralischen Bedürfnisse der großen Massen nöthig waren, da haperte es bei der hochmüthigen Frau. Kleine Kunstgriffe gelangen ihr stets vortrefflich; zu herrschen verstand sie nur insoweit, als es sich um ihren Mann handelte, und diesen beherrschte sie, indem sie ihn zu den abscheulichsten Handlungen verleitete.

Caroline war nichts weniger als eine „bedeutende" Frau, was sie zu sein sich einbildete.

So war denn in den königlichen Gemächern auf den Ruinen der Ehre die Eintracht wieder hergestellt. Ohne Kampf hatte sich der König nicht gefügt: an dem Tage, an welchem er capitulirte, kam die Récamier zufällig, um ihre Aufwartung im Schlosse zu machen. Hatte sich die Dame schon auf ihrer Fahrt durch die Stadt über die außergewöhnliche Aufregung der Bevölkerung gewundert, wie erstaunte sie erst, als in den Vorzimmern, auf den Treppen und Corridoren Niemand zu finden war: die Räume schienen wie ausgestorben. Sie mußte an der Thür des Gemaches Ihrer Majestät klopfen.

Sie traf die Königin in Gesellschaft ihres Gemahls an — aber in welcher Verfassung! Caroline war leichenblaß, ihre Züge verzerrt: sie schien die Herrschaft über sich selbst vollkommen verloren zu haben, sie war kaum im Stande, ihren Gast zu begrüßen; ihre Glieder zitterten.

Der König, dem die langen Haare ganz zerzaust um den Kopf hingen, dem die Augen aus den Höhlen getreten waren, die aufgeblähte Nase, die zuckenden Lippen — er war fast unkenntlich und schien einem fürchterlichen Seelenzustande verfallen — vielleicht den Paroxismen des Irrsinns. Die Königin blickte nach ihm hin, als wolle sie ihn mit ihren Blicken todtschlagen.

„In Ihrem eigenen Interesse, aus Rücksicht für Ihren Ruhm, Ihr Ansehen zeigen Sie sich in diesem Zustande nicht öffentlich," kreischte Caroline in dem Augenblicke, als die Récamier eintrat, „ich frage Sie . . . wie können Sie sich in diesem Zustande dem Volke zeigen wollen . . . ein König, der nicht König zu sein versteht! . . . Bleiben Sie, ich beschwöre Sie!"

Wahrscheinlich wollte Caroline sagen: „Ich befehle es Ihnen!" änderte aber ihre Worte vor der Eintretenden, der Ton blieb allerdings gebieterisch genug.

Mme. Récamier, deren Ohren wohl nur an die sanften, wohlgefügten Worte jener süßen Leidenschaft gewöhnt waren, welche sie Männern und Frauen einzuflößen verstand, blieb, von Erstaunen gebannt, regungslos stehen: die zartbesaitete, taubensanfte Dame wußte nicht aus noch ein.

„Bleiben Sie einen Augenblick bei ihm," aber rief ihr die Königin, die ihre Ruhe noch nicht wiedergewonnen hatte, zu. „Ich will nur einige Befehle ertheilen. Sogleich bin ich wieder zur Stelle."

Kaum war sie hinaus, so trat Murat taumelnden

Schrittes auf die Récamier zu, nahm sie bei beiden Händen und sagte:

„Ach, Madame, wie unglücklich fühlt man sich zuweilen auf dem Throne ... Sagen Sie mir, was ich thun soll ... leiten Sie mich ... Was müssen Sie nur von mir denken!“

Wild schweiften seine Blicke umher und Madame Récamier fühlte das Zittern seiner Hände.

„Beruhigen Sie sich, Sire,“ bat sie, „beruhigen Sie sich. Und sagen Sie mir vor allen Dingen, was Ihnen zugestoßen ist.“

„Man wird mich ... wird mich einen Verräther heißen!“ stöhnte er. „Murat der Verräther!“

Er ließ sich wie ohnmächtig in einen Fauteuil fallen. Es war ein krampfartiger Zustand, in dem er sich befand, für den Thränen eine Erquickung gewesen wären, ein Zustand, den nur Männer kennen, die von Der, die sie liebten, sich zu Tode gemartert fühlen. Der König stützte den Kopf in seine Hände — zwischen den Fingern zeigten sich ein paar Thränen.

Die Königin mußte ihm grausam zugesetzt haben, daß er sich in einem solchen Zustande befand: er, der brave Soldat, der ruhmreiche Held so vieler Schlachten!

Die Récamier glaubte aus Dem, was sie sah, schließen zu sollen, daß Murat das Abkommen mit Oesterreich, von dem in der ganzen Stadt die Rede war, noch nicht unterzeichnet habe, sie wollte ihn in seinen patriotischen Bedenken stützen und sagte:

„Sire, Sie wissen, daß der Kaiser mich ungerechter Weise verbannt hat. Das Vaterland aber ist nicht verantwortlich für die Machtübergriffe Dessen, der darüber herrscht. Ich liebe den Kaiser nicht, aber wäre ich ein Mann, ich würde unter seinen Adlern kämpfen, und das mit um so größerer Aufopferung, als dieselben jetzt vom Unglück heimgesucht sind. Das ist das einzige Mittel, in diesem Augenblicke dem Vaterlande zu dienen ... Ja, glauben Sie mir, Sire, da liegt die Pflicht, da liegt die Ehre!“

Verstörter noch wie vorher erhob sich Murat, ergriff Mme. Récamier bei der Hand, um sie an ein Fenster zu geleiten, von dem aus man auf den Golf sehen konnte, er öffnete dasselbe mit einem heftigen Stoße und rief:

„Ich bin ... jawohl, ich bin es ... ich bin ein Verräther!“

Er wies dabei auf die soeben mit vollen Segeln in den Golf einlaufende englische Flotte.

Dann sank er wieder auf einen Sessel und nun strömten die Thränen reichlich: er weinte, er schluchzte wie ein Kind.

Die Königin trat in diesem Augenblicke wieder ein.

Sie, die sich sonst so in der Gewalt hatte, daß man auf ihrem Gesicht auch die wildeste Erregung nicht wahrnahm, wenn sie dieselbe verbergen wollte — wie sah sie aus! Sie, die sich stets als erhaben über ihrem Geschlecht zu geben, sich stets stärker zu zeigen gesucht hatte als alle

Frauen, als die meisten Männer — wie war sie so klein geworden!

Es giebt Augenblicke im Leben der Menschen, in denen ein großes Unglück, ein finsteres Verhängniß hereinbricht — da ist es die Pflichttreue allein, welche Kraft verleiht. Wer sie verleugnet, ist verloren — und die Königin machte ganz den Eindruck, als hielte sie sich für verloren, als glaube sie:

la comedia finita.

Als aber ihr Blick auf den unglücklichen Murat fiel, entzündeten sich an dessen sichtlicher Verzweiflung die unheimlichen Feuer ihrer Seele von Neuem. Sie eilte auf ihn zu, zerrte und rüttelte ihn.

„In des Himmels Namen, Sire," rief sie, „wenn Sie sich ganz aus der Gewalt verloren haben, so sprechen Sie wenigstens nicht so laut . . . bei offenem Fenster. Man hört Sie . . . Auch haben in den Palästen die Mauern Ohren. In diesem Augenblicke mehr als sonst. Schweigen Sie also . . . sagen Sie nichts . . . Mein Gott, können Sie sich denn garnicht fassen . . ."

Sie selber zitterte dabei an der ganzen Gestalt; sie trat an einen Tisch, füllte ein Glas mit Wasser, goß Orangensaft hinzu und reichte ihm dasselbe.

„Hier, trinken Sie! Noch einmal, Sire, Ruhe, Ruhe! Es nützt nichts, auf Vergangenes zurückzukommen . . . was geschehen ist, ist geschehen . . . Seien Sie eingedenk, daß Sie der König von Neapel sind . . . Sie sind für Ihr Volk da, denken Sie an das Volk, an sich selbst."

Dann, als ob sie sich durch ihre eigenen Worte Ermunterung schaffe, fuhr sie nach kurzer Pause nachdenklich fort:

„Wer weiß, ob nicht der Kaiser in fünf oder sechs Wochen in Italien ist.“

Zu ihren Worten richtete sich Murat plötzlich wie erschreckt empor.

„Wie — fürchten Sie sich?“ rief die Königin, wieder zornig auf ihn einredend. „Wagen Sie es nicht, sich diese Möglichkeit zu vergegenwärtigen? O, sie kann sehr wohl eintreten. Stellen Sie sich vor, daß er gegen Neapel anrückt . . . Sie steigen zu Pferde . . . treten ihm im Kampfe gegenüber, um ihn von den Grenzen Ihres Reiches zu verjagen . . .“

Murat verhüllte von Neuem sein Gesicht mit den Händen.

„Ach! Ich sehe . . . Sie würden es nicht wagen . . . Sie hätten Furcht . . . Furcht vor ihm.“

Mit diesen Worten wandte Caroline sich von ihm ab und sagte zur Récamier:

„Da sehen Sie ihn. Der Kaiser hatte Recht, als er mir schrieb, daß er schwachmüthiger sei als eine Frau, als ein Mönch. Ich muß Muth für ihn und mich aufbringen. Ach! Ein Thron stellt doch schreckliche Anforderungen. Wenn ich mich über gewisse Meinungen erhebe, Madame, mich von gewissen Vorurtheilen lossage, so thue ich es meiner Kinder wegen, thue es um ihrer Zukunft willen.

Was mich betrifft . . . ich dulde . . . ich dulde Folterqualen.“

Auch ihr traten jetzt Thränen in die Augen: vielleicht hörte sie plötzlich eine aus der Tiefe ihres Innern kommende Stimme, die lauter wurde und lauter — —

Ich sage: „vielleicht“. —

Diesen Bericht lesen wir in den Memoiren der Abrantes (X. 115). Man bedenke, daß es sich hier nur um hohe Worte, um eine tragische Scene, welche Caroline vor Mme. Récamier aufführte, handelt: das leiseste Aufwallen einer edlen Stimmung war bei Caroline ein Ding der Unmöglichkeit; sie hielt ja dergleichen für Schwäche. Madame de Girardin hat vollkommen Recht: ein Mann, und wenn er noch so sehr überlegt und grübelt, ist nichts, ist ein schuldloses Wesen gegenüber einer einfachen, mit den ihrem Geschlecht eigenen Gaben ausgestatteten Frau.

Die Königin sprach noch eine Zeit lang weiter zu Mme. Récamier, deren Anwesenheit beruhigend auf sie wirkte. Sie erzählte ihr von dem Kampfe, welchen sie gegen ihren Mann zu führen gehabt habe, um ihn dahin zu bringen, seine Schuldigkeit zu thun, ihn darauf hinzuweisen, was seine Pflicht als König seinem Volke gegenüber wäre.*) Die Pflichten der Könige könne man nicht

*) Caroline soll eines Tages gesagt haben, Könige hätten keine andere Familie als ihr Volk. Ein sonderbarer Ausspruch, von dem man hier nur bedauern kann, daß Napoleon ihn nicht bewahrheitet hat den Seinigen und besonders ihr gegenüber. Es klingt etwas davon in den Worten, welche Murat in den Mund gelegt werden: „Meine Pflichten als König sind unabhängig von meinen Gefühlen als Schwager und als früherer französischer Unterthan.“

denen anderer Menschen gleichstellen; ihr Leben zum Beispiel bestehe aus nichts als Opfern. Es gebe keine Bürgersfrau in der Rue Saint Denis in Paris, die nicht glücklicher wäre als sie. Sie habe aus Pflichtgefühl gehandelt und alle Verantwortung auf sich genommen in dem Bewußtsein, daß ihre Kinder, ihr Volk, die Geschichte ihr einst Anerkennung zollen würden.

Mme. Récamier ließ sie ruhig reden, ohne eine einzige Bemerkung zu machen, desto mehr Bemerkungen mochten sich wohl wortlos in ihrem Kopf drängen. Endlich nahm sie Abschied, um in ihr Hotel zurückzukehren; die Pläne, mit denen Carolines Ehrgeiz sich trug, waren ihr zu fremdartig, es beschlich sie nicht der geringste üble Verdacht.

Kaum war sie fort, so veranlaßte Caroline ihren Gemahl, der noch immer bleich und ganz zerissen von inneren Kämpfen schien, mit ihr eine Spazierfahrt durch die belebtesten Straßen von Neapel zu machen. Das Gerücht, daß ein Bündnißvertrag mit Oesterreich abgeschlossen sei, hatte inzwischen, durch die Partei Carolines verbreitet, an Zuverlässigkeit gewonnen und das Königspaar wurde enthusiastisch begrüßt. Diese Huldigungen, die Murat besonders liebte, erschienen ihm wie eine Entschädigung für seine Verrätherei.

Am Abend erschienen König und Königin auch noch im Theater. Der Graf Neipperg, außerordentlicher Gesandter Oesterreichs und Mylord Bentinck waren mit in der königlichen Loge: die Zurufe des Publikums waren ebenso begeistert, wie sie auf der Straße gewesen waren.

Zwei Tage später verließ der König Neapel, um das Commando der Armee zu übernehmen, nachdem er zuvor die Königin zur Regentin berufen hatte.

Die Nachricht von dem Verrath Murat's hatte schnell ihren Weg nach Frankreich gefunden; der Kaiser, der durch die letzten Briefe seines Schwagers zwar auf das Schlimmste vorbereitet war, wurde durch dieselbe doch tief erschüttert.

„Murat, mein Schwager Murat," rief er, „in vollem Verrath! Ihr hattet Recht, als Ihr mir in Mainz den Rath gabt, ich möchte Belliard zu ihm schicken. Ich wußte wohl, daß Murat unzuverlässig war, aber ich glaubte doch, er wäre mir zugethan ... die Frau, die Frau trägt die Schuld an seinem Abfall .. O Caroline .. meine Schwester .. mich verrathen?" *)

Man sieht, daß Napoleon die Sache richtig beurtheilte: er machte Caroline verantwortlich für Murat's Missethat. Obwohl er sich keinerlei Illusionen in Bezug auf Dankbarkeit und Anhänglichkeit dieser Schwester hingab, so wollte er es doch nicht unversucht lassen, sie auf den Weg der Ehre und Pflicht zurückzurufen. Er schrieb an seinen Bruder Joseph:

„Schreibe auch Caroline und mache ihr Vorhaltungen über ihren Undank, den Nichts entschuldigt und über den selbst die Verbündeten empört sind. Schreibe ihr, daß, da bis jetzt noch kein Kampf zwischen französischen und

*) De Bausset: „Mémoires" II. 259.

neapolitanischen Truppen stattgefunden hat, sich noch Alles beilegen läßt, aber es wäre keine Minute zu verlieren." *)

Auch an Fouché, von dessen Verrath und Mitwissenschaft er noch nichts wußte, schrieb er:

„Das Verhalten des Königs von Neapel ist nichtswürdig, für das der Königin fehlt die richtige Bezeichnung und hoffentlich werde ich noch solange leben, um mich und Frankreich zu rächen für eine solche Schandthat, für eine so schmähliche Undankbarkeit."

Alles umsonst! Unaufhaltsam schritt das Geschick seiner Erfüllung entgegen.

Caroline aber war voller Freude und mit Leib und Seele bei ihren Obliegenheiten als Regentin; sie präsidirte wieder dem Ministerrath, unterzeichnete Verfügungen, hörte Berichte an — sie war mit einem Worte glücklich.

Eines Tages — sie war etwas leidend und lag länger als sonst zu Bett, stellte sich wiederum Mme. Récamier zu einem Besuche ein. Die Königin empfing sie in ihrem Schlafzimmer: der Justizminister war gerade bei ihr, legte ihr verschiedene Schriftstücke zur Unterschrift vor und gab Erklärungen, welche sie verlangte. Sie schien sehr stolz darauf zu sein, sich in der Ausübung ihrer Regierungspflichten vor ihrem Gast zeigen zu können.

Plötzlich hielt sie mit der Unterzeichnung ihres Namens inne.

„Ach!" rief sie, „chère madame, wie würden Sie sich

---

*) Meneval: „Mémoires" III. 192.

in diesem Augenblick an meiner Stelle unglücklich fühlen. Sie würden wie jener römische Kaiser, als er noch ein Lehrling in der Kunst zu regieren war, ausrufen: Ich wünschte, ich könnte nicht schreiben. Ja! Ich bin im Begriff, ein Todesurtheil zu unterzeichnen."

„Mein Gott, Madame," rief die Récamier, indem sie bittend ihre Hände erhob, „unterzeichnen Sie nicht. Es ist die Vorsehung, die mich in diesem Augenblick zu Ihnen führt, damit das Leben eines Unglücklichen gerettet werde."

Ganz beglückt von dem Recht über Leben und Tod, welches ihr zustand, und der Gelegenheit, ihre ganze Macht vor einer Dame wie Mme. Récamier zeigen zu können, wandte Caroline sich an den Minister mit den Worten:

„Madame Récamier will nicht, daß der Unglückliche sterben soll. Ist es möglich, Gnade für Recht ergehen zu lassen?"

Hierin lag die versteckte Aufforderung an den Minister, sich nicht übertrieben streng zu zeigen, und dieser Herr erhob daher nur einige Scheineinwendungen, und Caroline konnte lächelnd zu ihrer Besucherin sagen:

„Wohlan, Madame, ich bewillige Ihnen die Begnadigung des Verurtheilten." —

Die Beziehungen der Königin zu ihrer Familie waren, nachdem sie der Sache Frankreichs und ihres Bruders abtrünnig geworden war, sehr gespannt geworden. Mme. Mère vor Allen war unnachsichtig gegen ihre Tochter und ihren Schwiegersohn. Nach dem Fontainebleauer Schlußact war sie nach Rom gegangen, um abzuwarten bis sie nach

Elba übersiedeln könne, um sich mit Napoleon zu vereinen.

„Sie wollte," sagt das „Mémorial", „keine Beziehungen mehr, weder zu Murat noch zu Caroline. Welche Anstrengungen auch diese Beiden machten, ihre stehende Antwort war, daß sie den Verrath und die Verräther verabscheue. Sowie sie in Rom angelangt war, beeilte sich Murat, ihr aus seinen Ställen acht sehr schöne Pferde zu schicken. Madame aber wollte von der Gabe Nichts wissen; wies auch alle Annäherungsversuche ihrer Tochter zurück, welche die Stirn hatte zu behaupten, sie hätte doch nur gethan, was ihr Mann verlangt habe. Madame Mère antwortete wie Clytemnestra: wenn Du ihn nicht leiten konntest, so mußtest Du ihn bekämpfen. Was für einen Kampf hast Du geliefert? Was für Blut ist geflossen? Nur über Deine Leiche hinweg, hätte Dein Gatte Deinen Bruder, Deinen Wohlthäter, Deinen Herrn erstechen dürfen." *)

Mme. Récamier war für die Charwoche nach Rom zurückgekehrt. Die Königin hatte sie so dringend gebeten, sich nach Ostern wieder in Neapel einzufinden, daß die Dame sich auch dazu entschloß.

Napoleons Abdankung war erfolgt; Caroline hielt nunmehr, nach erfolgreichem Verrath oder vielmehr, wie sie wollte, durch kluge, voraussichtige Politik, ihren Thron für vollkommen gesichert. Sie war überglücklich, um so

„Mémorial de Sainte Hélène" III. 25.

glücklicher als sie sich sagte, es wäre Alles ihr Werk. Daß sie noch auf dem Throne saß, war ja in ihren Augen eine Folge ihrer Geschicklichkeit, ihrer Talente, während ihr Bruder, der große Napoleon, der ihr doch, wie jetzt erwiesen war, nachstand, auf der Insel Elba als Exkaiser saß.

Mme. Récamier fand wiederum den liebenswürdigsten Empfang, den man sich denken kann; als sie endlich Neapel verließ, gab ihr die Königin Freundschaftsversicherungen mit auf den Weg, die doch allzu lebhaft waren, um wahr sein zu können. Mme. Récamier hatte, wie der Königin wohl bekannt war, durch ihre Persönlichkeit ebensowohl wie durch ihre Freunde, eine gewisse Bedeutung unter der neuen Regierung. Neapel hatte dem Hause Bourbon gehört — würde man nicht vielleicht in Paris daran denken, es seinen alten Besitzern zurückzugeben? Würde König Ferdinand nicht seinen Thron zurückfordern und würde der König von Frankreich nicht dessen Anrechte unterstützen? Das waren Befürchtungen, welche diese warme Freundschaft für die Récamier in der vorsorglichen Caroline wachriefen.

Es existiren einige Briefe von ihr an die geistig ebenso merkwürdige, als durch Schönheit hervorragende Frau; man findet sie wiedergegeben in den „Souvenirs et Correspondance“, welche deren Nichte, Mme. Ch. Lenormant, herausgegeben hat. Hier einer vom März 1815:

„Meine theuere Juliette! Wieder bietet sich die Gelegenheit, Ihnen ausführlich zu schreiben, obwohl ich weiß, daß Sie nur wenig Zeit haben, und daß ich Sie, die Sie allseitig gesucht sind, für einige Augenblicke der Stadt

Paris, die böse darüber sein wird, wenn ich Sie nöthige, meine langen Briefe zu lesen und zu beantworten, abwendig mache. Ich bedarf Ihrer Freundschaft, bedarf derselben für immer. Auch wünsche ich, daß Ihre kleine Amalie sich meiner erinnere: sprechen Sie ihr doch manchmal von mir, damit, wenn ich sie einmal wiedersehe, ich für sie keine Fremde bin. Sehr glücklich würde ich sein, wenn ich Ihre liebenswürdige Freundin (Mme. de Staël) hier hätte; als Ihre Freundin allein schon hat die Dame ein Anrecht auf meine Zuneigung; ihr Geist, ihr Verdienst aber sichern ihr meine Achtung und Bewunderung. In Bezug auf Sie, theuere Juliette, hätte ich den Wunsch, daß, wenn je Verhältnisse eintreten sollten *) — was ich nicht wünsche — und Sie wiederum zu Reisen genöthigt würden, Sie sich erinnerten, daß Sie hier eine Ihnen für alle Zeiten treu-ergebene und aufrichtige Freundin finden. Es wird hier soviel erzählt, berichten Sie mir Alles, sprechen Sie ausführlich von Allem. Hier ist man sehr ruhig, sehr still: möchte es doch überall so sein!

Ich erbreche meinen Brief. Ich erhalte soeben beunruhigende Nachrichten. Es verlautet, Paris wäre in voller Revolution, der König verloren u. s. w., es ginge mit einem Wort wieder Alles darunter und darüber. Vergessen Sie nicht, daß Sie, Ihre Familie hier Freunde

---

*) Die Rückkehr Napoleons auf den Thron und die abermalige Verbannung der Mme. Récamier ist gemeint. — In dem Augenblick, als Caroline den obigen Brief schrieb, war Napoleon schon auf französischem Boden.

haben, die glücklich sein werden, Sie aufzunehmen. Sie werden hier Freundschaft, Dienstbereitschaft und Schutz finden. Sagen Sie auch Herrn de Rohan, daß er und seine Familie hier dieselbe Aufnahme finden werden wie früher. Hier ist Alles ganz still. Der Zustand, in welchem sich Frankreich jetzt befindet, und der der übrigen Staaten, in welche die legitimen Fürsten zurückgekehrt sind, hat uns sehr wohl gethan. Das Volk liebt uns, liebt uns aufrichtig, es hat die traurigen Beispiele vor Augen, welche ein gewaltsamer Wechsel herbeiführt. Es befürchtet Alles, was darauf hinzielen könnte, ihm den König Ferdinand zurückzugeben — die jetzigen Souveräne kümmern sich ja auch angelegentlich um das Wohl ihrer Unterthanen, sie haben gute Truppen, tüchtige Führer, die zu entfernen nicht leicht sein dürfte. Alles deutet also auf eine friedliche Zukunft*) hin. Und ich bin um so glücklicher darüber, als ich in die Lage versetzt bin, Ihnen einen sicheren Hafen zu bieten in den Stürmen des Lebens. Es würde mich glücklich machen, könnte ich Etwas thun, wodurch ich Ihnen wie Ihren Freunden beweisen möchte, wie stark und groß meine Zuneigung zu Ihnen ist.

Caroline."

Die Königin war in der That in einem merkwürdigen Wahn befallen, wenn sie wirklich, wie sie ja sagte, an eine

*) Zwei Monat später war Murat genöthigt, nach der Niederlage seiner Armee aus Neapel zu flüchten. Im October wurde er standrechtlich erschossen — das ist die friedliche Zukunft, welche Caroline glaubte, voraussehen zu sollen.

ruhige Zukunft glaubte — in Wahrheit war die Zukunft, war der politische Horizont wolkenschwerer denn je. Sie wußte ja nun, daß der Kaiser Elba verlassen und den Boden Frankreichs bereits betreten hatte: knüpfte sie etwa an dieses Ereigniß Hoffnungen? Sah sie jetzt wieder in dem verrathenen Bruder ihre Stütze? Jedenfalls trifft sie für den Fall, daß das kühne Unternehmen, dem die Geschichte die Bezeichnung „der Adlerflug" beilegte, scheitern sollte, ihre Vorsichtsmaßregeln — deshalb überschüttet sie die „Freundin" und deren Anhänger mit den schönsten Anerbietungen — ja, das Schicksal ist unberechenbar in seinen Launen.

Die Lage Murat's nach der Abdankung Napoleon's war doch eine ziemlich mißliche. Ludwig XVIII hatte an den Wiener Congreß durch Carolines früheren Freund, Herrn de Talleyrand, das Ersuchen gestellt, den König Ferdinand auf den neapolitanischen Thron zurückzuberufen. Ein anderer Freund Carolines, intimer noch, auch anhänglicher, Herr von Metternich,*) that alles Mögliche, um den legitimen Prätendenten zurückzuweisen. Andererseits hören wir, daß der Herzog von Blacas Herrn von Castellane gegenüber erklärt hat, er habe im Dauphiné, vor der Entweichung Napoleons von Elba, Truppen concentrirt und zwar auf Grund eines geheimen Vertrages zwischen ihm,

*) Auf dem an Witzworten vielleicht mehr als an politischer Weisheit leistenden Wiener Congreß hatte Metternich den Spitznamen „Le minister papillon" (der Schmetterling-Minister) erhalten. (Der Herausgeber.)

Blacas, und Metternich, um Murat vom Thron zu jagen; Frankreich hatte zu diesem Zweck 50,000 Mann zu stellen (**Maréchal de Castellane, Journal**) — Metternich drehte sich wohl stets nach der Windrichtung!

Sei dem, wie ihm wolle, Murat saß auf seinem Thron wie auf Kohlen; vergebens predigte ihm seine Gemahlin unablässig Ruhe, Besonnenheit. Er wollte die Ereignisse nicht abwarten und war mit Napoleon in Correspondenz getreten. Dieser hatte ihm, wenn auch nicht sein Vertrauen, so doch eine provisorische Freundschaft wieder zugewendet. Ehe Napoleon Elba verließ, ließ er Murat sagen, er möchte seiner Mutter und der Fürstin Pauline ein Schiff zur Verfügung stellen, welches die Damen ohne Gefahr nach Frankreich geleiten könne. Die Ausführung des Auftrages überließ Murat seiner Gemahlin, welche Ende März das Kriegsschiff „Joachim" von 74 Kanonen und die Fregatte „Caroline" nach Porto Ferrajo schickte. Die Fürstin Borghese war inzwischen bereits nach Viareggio*) übersiedelt.

Die Schiffe mit der Madame Mère aber segelten nicht nach Frankreich, sondern liefen in den Hafen von Neapel ein: Caroline that Alles, um ihre Mutter durch einen glänzenden Empfang zu versöhnen, zahlreiche Belustigungen, Ausflüge u. s. w. fanden statt; in der Nähe von Portici gab sie ein ländliches Fest, welches viel von sich reden machte.

Bald kamen auch andere Glieder der kaiserlichen

*) Man findet im vorhergehenden Bande „Fürstin Pauline" das Nähere. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Familie: zunächst die Fürstin Borghese, dann Jerome, dann der Cardinal Fesch. Die Königin versäumte nie, ihren Gästen starke Eskorten entgegenzuschicken, denn die Landstraßen im Königreich waren recht unsicher, das Räuberhandwerk blühte; darum aber konnte sich die Königin, die ganz von der hohen Politik in Anspruch genommen war, nicht kümmern.

Murat, der für die Pläne des Kaisers kein richtiges Verständniß hatte, sich dabei aber des ihm anscheinend wieder geschenkten Vertrauens würdig zeigen, auch den Rathschlägen Carolines*) nicht entgegen handeln wollte, hoffte, ganz Italien erobern zu können, während im Norden Europas neue glänzende Siege durch seinen Schwager, wie er meinte, erkämpft werden würden.

Um zu diesem Zwecke die Truppen besolden zu können, und da es an Geld fehlte, verkaufte die Königin ihre Diamanten. Murat griff also, trotzdem er der Verbündete Oesterreichs war, zu den Waffen gegen dasselbe: seine Vorwände waren natürlich durchaus hinfällig und nichtig — das Ungeschickte in seinem Vorgehen, wenn man von allem Anderen absieht, tritt recht in die Augen, wenn man bedenkt, daß damals Napoleon die erdenklichsten Anstrengungen machte, um den Frieden mit seinem Schwiegervater zu erhalten und gerade zu dieser Zeit seine Schwester Caroline ersucht hatte, an Metternich zu schreiben, derselbe möchte seinem Kaiser anrathen, bei dem in Sicht stehenden Conflict neutral zu bleiben.

---

*) **Général Belliard: „Mémoires“.**

Murat, der über eine nur nothdürftig disciplinirte Armee verfügte, griff am 3. Mai bei Tolentino die Oesterreicher an — seine Armee, von panischem Schrecken ergriffen, lief zum Teufel.*) Er selbst gelangte glücklich am 18. Mai, um 9 Uhr Abends in sein Palais zurück, er war als gemeiner Soldat verkleidet und nur von einer Hand voll Getreuer begleitet. Staubbedeckt, abgemagert, todtmüde trat er vor Caroline mit den Worten:

„Alles ist verloren! Nur das Leben gerettet. Ich war nicht so glücklich, den Tod zu finden."

Er umarmte die, die an all seinem Unglück schuld, die sein böser Geist war, nahm Abschied von seinen Kindern und flüchtete noch an demselben Abend, als Kleinbürger verkleidet, aus seiner Residenzstadt.

Caroline sollte ihn nicht wiedersehen.

Man hat behaupten wollen, Murat allein wäre die Veranlassung zur zweiten Invasion Frankreichs geworden — ist die Behauptung richtig, so müßte Caroline doch an erster Stelle als verantwortlich gelten; sie glaubte, daß der Kaiser, nachdem er durch Siege den Frieden erkauft, das fait accompli der Eroberung und Einigung Italiens gutheißen werde.

Es gelang Murat, nach Gefahren aller Art, auf Ischia zu landen; von dort aus sollte es ihm auch gelingen, die Ufer der Provence zu erreichen, die er am 25. Mai betrat.

Napoleon aber lehnte es ab, ihn zu sehen.

---

*) Im Neapolitanischen giebt es ein Sprichwort, welches besagt: es ist besser ein Schwein sein als Soldat.

Man sagt, Murat hätte trotz des Verbotes sich bis auf zwanzig Meilen Paris genähert, und daran knüpft man eine wohl kaum nachweisliche Behauptung, daß Caroline im Bunde mit ihrem alten Freunde Fouché entschlossen gewesen sei, im Fall, daß es abermals schief mit Napoleon gehen sollte, ihm und den Bourbonen den Thron Frankreichs durch einen Staatsstreich zu entreißen: es müßten über den Plan offenbar briefliche Auseinandersetzungen zwischen Caroline und Fouché stattgefunden haben; sie müßten vernichtet sein, könnten aber möglicher Weise noch im Stadtarchiv von Triest, in welchem Papiere Fouché's in großer Menge vorhanden sind, liegen und eines Tages an's Licht gefördert werden.

Murat wurde schließlich ergriffen und laut Befehl Napoleons auf einem Landgute in der Nähe von Toulon als Staatsgefangener internirt; er traf dort mit seiner Nichte, der Herzogin von Dino, zusammen und durfte auch die Besuche von Offizieren empfangen. Zu Einem derselben hat er als Erklärung über sein Verhalten im Jahre 1814 gesagt:

„Ich bin von meinen Landsleuten falsch beurtheilt worden; hätten sie in meinem Innern lesen können, so hätten sie mir mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich konnte mir den Thron nur erhalten, wenn ich auf die Forderungen der Verbündeten einging; ich hoffte auf bessere Zeiten, in denen ich wieder zeigen könnte, wie ich fühlte und dachte.“ *)

---

*) **Général Baron Pouget: „Souvenirs de guerre“ 290.**

Murat mochte wohl jetzt — zu spät — einsehen, daß Rechtlichkeit auch für den Wanderer im Reiche der Politik ein starker und guter Stecken ist.

Caroline hatte einige Tage nach der unglücklichen Schlacht von Tolentino, am 9. Mai, den General Belliard, Abgesandter Napoleons an Murat, empfangen. Belliard war glücklich den englischen Kreuzern entgangen, die seine Fregatte mit ihren Schüssen reichlich bedacht hatten. Die Königin hatte von ihren Fenstern aus die Fregatte in den Hafen einlaufen sehen. Als sie Belliard, der sich gleich nach seiner Landung im Palais einstellte, sah, rief sie:

„Wie ist es nur möglich, daß Sie hierher gelangen konnten! Ach, lieber Belliard, wie bin ich so glücklich, Sie zu sehen. Warum sind Sie nicht vor einem Monat schon gekommen? Welches Unglück hätten Sie vermeiden können! Murat bedarf Ihrer dringend; er ist in überaus mißlicher Lage. Sie müssen gleich wieder abreisen, um zu ihm zu gelangen. Ach, wären Sie doch nur vor Abreise des Königs eingetroffen!"

Nun erzählte Caroline Das, was der Kriegserklärung voraufgegangen war; erzählte, daß sie, nachdem ihr die Nachricht von der Niederlage bei Tolentino zugegangen war, alle ihr von den Umständen aufgenöthigten Maßnahmen ergriffen habe, um die von Rom her anrückenden österreichischen Colonnen aufzuhalten und die Vertheidigung der Hauptstadt in's Werk zu setzen. Sie hätte die befestigten Plätze armiren lassen, sämmtliche Truppen, auch die Garde, dem Feinde entgegengestellt. Einem General,

Namens Macdonald, Adjutanten des Königs, dem sie Vertrauen schenke, habe sie das Obercommando über die etwa 5000 Mann starken Truppen, ihre und der Hauptstadt Vertheidigung aber der Nationalgarde, von der sie nur Rühmliches sagen könne, übertragen.

Der General Belliard versicherte sie darauf der besten Absichten des Kaisers und verabschiedete sich, um Murat aufzusuchen. —

Am 20. Mai in aller Tagesfrühe lief ein englisches Geschwader, bestehend aus 6 Linienschiffen, in den Golf von Neapel ein und ging vor Anker.

Die Königin, welche anfänglich nach Murat's Flucht entschlossen war, Widerstand zu leisten, ließ diesen Gedanken nunmehr fallen; sie sah ein, daß jeder Widerstand fruchtlos sein würde. Sie beeilte sich also, mit Lord Exmouth, dem Admiral der englischen Flotille, in Verhandlung zu treten. Sie bot ihm zwei Kriegsschiffe von 74 Kanonen an, wenn man sie nach einem beliebigen Hafen der Provence überführen wolle: sie und ihre Kinder. Der englische Commandant hätte wirklich sehr naiv sein müssen, wenn er diesen Vorschlag angenommen hätte. Die beiden Kriegsschiffe, welche die Königin die Güte haben wollte, abzutreten, lagen auf der Rhede von Neapel, und er brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu nehmen. Dahin lautete auch seine Antwort, indem er derselben noch hinzufügte, daß es eine Ehre für ihn sein würde, die Königin an Bord seines Schiffes zu empfangen und sie nach Triest zu führen, um sie an Oesterreich auszuliefern.

Der Königin blieb nichts übrig als dies anzunehmen, und so sehen wir sie denn alsbald an Bord des „Tremendous“. Kaum war sie aus dem Palais fort, so brachen auch in Neapel Tumulte aus. Die Galeerensträflinge steckten das Bagno in Brand, das Steueramt wurde geplündert und ebenfalls angesteckt. Endlich gelang es der Nationalgarde, weiteren Excessen zu steuern. Auch wurden einige englische Truppen gelandet, angeblich um die Nationalgarden zu unterstützen, in Wahrheit aber wohl nur, um alles vorhandene Kriegsmaterial an Bord ihrer Schiffe zu schaffen.

Das Schiff, auf welchem sich Caroline befand, segelte zunächst nach Gaëta, wohin man die vier Kinder nach der Schlacht von Tolentino in Sicherheit gebracht hatte; von dort ging der „Tremendous“ nach Triest. Gerade zu der Zeit, als Caroline an die österreichischen Behörden ausgeliefert wurde, colportirte man in Paris das Gerücht, daß sie in Saint-Cloud eingetroffen sei.

Caroline wurde nach dem Schlosse Raimburg geschafft. Dort erreichte sie im October die Nachricht vom Tode des armen Murat, der kurzer Hand im Hofe des alten Schlosses von Pizzo standrechtlich erschossen worden war.

Nach dem Unglück von Belle Alliance und der abermaligen Thronentsagung Napoleons hatte Murat, der ja unmöglich nun noch länger in Frankreich bleiben konnte, versucht, seine Staaten wieder zu erobern — wie Napoleon, nachdem er aus Elba entwichen war, sich Frankreich wieder erobert hatte. Das tolle Unternehmen mißglückte natürlich,

er wurde gefangen, vor eine Militär-Commission gestellt, vor der er sich jedoch zu erscheinen weigerte; dieselbe verurtheilte ihn zum Tode. Eine Viertelstunde nach ausgesprochenem Urtheil lag Murat, ein todter Mann, im Schloßhofe zu Pizzo. Während dieser wenigen Minuten schrieb er folgenden Brief an seine Gemahlin:

„Meine liebe Caroline, meine Todesstunde ist da; schon in wenigen Augenblicken habe ich zu leben aufgehört, in wenigen Augenblicken hast Du keinen Gatten mehr. Vergiß mich nie; mein Leben ist von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Adieu mein Achilles! adieu meine Letizia, adieu mein Lucian, adieu meine Louise! Zeigt Euch in der Welt meiner würdig. Ich lasse Euch ohne Königreich und ohne Güter, mitten unter meinen zahlreichen Feinden. Seid stets unter einander einig; zeigt Euch erhaben über dem Unglück, denkt daran, was Ihr seid, was Ihr gewesen seid, und Gott segne Euch. Verflucht nicht die Erinnerung an mich. Ihr möget wissen, daß mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens der ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfangt meinen väterlichen Segen, meine Umarmungen, meine Thränen. Behaltet Euren unglücklichen Vater stets im Gedächtniß."

Der Brief, aus dem ein treues Herz spricht, gelangte niemals in die Hände Carolines; vielleicht erhielt sie durch die Zeitungen, welche denselben veröffentlichten, Kenntniß. Ob sie von dem Inhalt gerührt wurde? Es ist ja möglich. Vielleicht erschien ihr in ihren Träumen, in schlaflosen Nächten der Geist des Erschossenen und warf ihr vor,

was sie Alles verbrochen hatte, vielleicht schrie ihr gemartertes Gewissen zuweilen auf, daß sie die Veranlassung zur Schande und zum Tode Murat's gewesen war — handelt es sich um edle Empfindungen bei Caroline, so ist nur ein Vielleicht zulässig.

Die Vorsehung gefällt sich zuweilen darin, den Menschen in kritischen Augenblicken ihres Lebens gar sonderbare Dinge zu insinuiren, ihnen sonderbare Fingerzeige über das Unglück ihres Daseins zu geben. Das erfuhr in gewisser Weise auch Murat. Als der letzte Augenblick für ihn gekommen war, mußte er hören, daß der Offizier, welcher dem das Todesurtheil aussprechenden Gericht präsidirte, den Namen seiner Frau führte: es war der neapolitanische General Annunziata. Diesen Namen spie ihm sozusagen das ironisch grinsende Schicksal im letzten Augenblick in's Angesicht — war er nicht für ihn die ganze und volle Erklärung der Catastrophe, die sein Leben abschloß? Was war Annunziata, sein Weib, anderes für ihn gewesen als sein böser Geist? Die Auftritte in seiner Ehe, die sein Leben vergifteten, tragen sie nicht den Stempel Annunziata? Annunziata war das herzlose, verbuhlte Weib, es war der Undank, die Unlauterkeit, die Arglist, die Verrätherei . . Annunziata, dieses gemeine Weib, unterrichtet nur insofern, als es sich um Laster handelte, sonst unwissend in Allem, dieses Verderben schürende Weib: da war es, da war sein Name in dem letzten Lebensaugenblick — es rief ihm das Schicksal zu: Annunziata ist dein Tod!

Dieser unglückliche Murat schreibt in seinem letzten Augenblick ein Wort der Liebe, ein Wort der Verzeihung nieder, und in diesem Sinne haben seine Zeilen etwas man möchte sagen Erhabenes.

Ihm kann Frankreich verzeihen — ihr nimmer!

Die Entthronte, welche in der Erinnerung an die Vergangenheit hinlebte, welche das schöne Neapel nicht vergessen konnte, nannte sich „Gräfin Lipona" (ein Anagramm aus dem Worte Napoli). Ihres persönlichen Besitzes, welchen ihr übrigens England in einem vom Admiral Pelew unterzeichneten Uebereinkommen garantirt hatte, war sie verlustig gegangen und noch eine Zeit lang in Raimburg internirt worden. Es gewährte ihr die Nähe von Wien manche Zerstreuung, auch konnte dort für die Erziehung ihrer Kinder gesorgt werden. Nur plagte die Langeweile sie: das Kartenspiel liebte sie nicht und zog die Unterhaltung vor. Die Herzogin von Abrantes behauptet, daß seit ihren Unglücksfällen die Königin der Krankheit alternder Frauen, welche darin besteht, daß dieselben entweder Frömmlerinnen, Spielratten oder Feinschmeckerinnen werden, keinen Widerstand mehr leisten konnte. „Daß sie eine Frömmlerin wurde," sagt die Abrantes, „das glaube ich nicht, also bleibt nur die Spielratte oder die Feinschmeckerin."

Caroline hatte zwar in Metternich eine große Stütze, allein trotz seines Einflusses konnte der berühmte Diplomat doch nicht die Erlaubniß für sie erwirken, nach Rom zu gehen, um sich mit ihrer Mutter und anderen Gliedern der

Familie zu vereinigen. Man gab ihr aber die Erlaubniß, sich in Triest niederzulassen. Dorthin verfügte sie sich mit ihren Kindern.

Ihre Häuslichkeit aber scheint keine angenehme gewesen zu sein, wie die folgenden Auszüge aus Briefen der Mme. Maret beweisen, welche durch den General Th. Jung in seinem Werke über Lucian veröffentlicht sind:

„10. April 1817. Die „Prinzessin“ gefällt sich sehr wohl in dieser Stadt. Sie hat ein schönes Haus inne, das angenehm und bequem eingerichtet ist.“ —

„9. November 1817. Sie hat ein feierliches, gemessenes Wesen angenommen, welches auffällt. Ihre Töchter sind zurückhaltend und schweigsam, der älteste Sohn, welcher „Prinz Achilles“ genannt wird, ergeht sich bei Tisch und in Gegenwart seiner Mutter, welche es duldet, in lächerlich-leidenschaftlichen Schmähungen gegen Frankreich. Der junge Mann ist kaum 16 Jahre alt, aber so groß und stark wie ein Mann von 25 Jahren. Er pflegt zu sagen: ich bin kein Franzose, will es auch niemals sein. Ich bin Italiener und werde stets Italiener bleiben. Meine Mutter glaubte, daß, wenn mein Vater todt wäre, sie Königin sein würde, aber ich hätte sie bei der ersten Nachricht in die Citadelle von St. Elmo sperren lassen; dort wäre sie gut aufgehoben gewesen und ich . . ich hätte mich zum König von Neapel ausrufen lassen. Der Ton dieses jungen Mannes ist ein gewöhnlicher, grober. Er bringt sehr unpassende Dinge vor. Man sagt auch, seine Gesundheit hätte Schaden gelitten, in Folge

seiner Ausschweifungen. Im Kreise der Seinigen betrinkt er sich. Von seinem persönlichen Muth ist übrigens viel die Rede.

Der zweite Sohn, der größer noch ist als der älteste, ist ganz Franzose. Er spricht wenig; sagt aber, er wäre lieber in Frankreich der kleinste Bürgersmann, als König in Neapel, worüber sein Bruder stets böse wird." —

Man darf annehmen, daß auch der Mutter solche Worte mißfielen, denn es liegt in denselben ja gewissermaßen eine Kritik ihres Verhaltens, soweit es sich um die Zeit ihres Königsthums handelt.

Viel hätte Caroline zu thun gehabt, wenn sie ihre Kinder jedesmal, wenn dieselben es verdienten, zurechtgewiesen hätte. Sie war auch schwerlich dazu angethan, die Erziehung junger Männer zu leiten. Da sie keine moralischen Grundsätze besaß, sich ganz nach Laune verhielt, ihrem Vergnügen nachging, da sie Vaterland und Familie zu verleugnen im Stande war, sobald ihr Interesse auf dem Spiel stand, da sie von Pflichterfüllung Nichts wußte — wie sollte sie im Stande sein, ihren Kindern Gutes beizubringen?

Die Häuslichkeit der Gräfin Lipona war also eine keineswegs angenehme. Sie sah wohl darüber hinweg, zumal ihre pecuniäre Lage alle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; diese aber war keineswegs nach Wunsch. Ihre Diamanten, welche sie 1815 verkauft hatte, waren schlecht bezahlt worden, es waren damals für diesen Artikel die Zeiten ungünstig; das Geld, welches sie eingebracht

hatten, war für die Besoldung der neapolitanischen Armee ganz daraufgegangen. Andere Geschmeide, die Bilder von alten Meistern, antike geschnittene Steine, die Sammlung von Seltenheiten, welche sie von Neapel hatte mit sich gehen heißen, wie damals die Kostbarkeiten des Elysée — das Alles fand nur Käufer zu geringen Preisen und sie konnte sich nicht dazu entschließen, alle diese Schätze für ein Stück Brod loszuschlagen.

Sie ersuchte also den General Macdonald, der trotz seines schottischen Namens ein geborner Corse war — als Regentin hatte sie ihn zum Minister gemacht — nach Paris zu gehen, um dort ihre Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, Außenstände einzuziehen u. s. w. Der General hatte sich nach Murat's Tode eng an seine Landsmännin und frühere Gebieterin angeschlossen und dies war der Exkönigin so willkommen, daß bald die gegenseitige Zuneigung in eine legitime Ehe überging. Macdonald's Reise nach Paris war ganz erfolglos; er kehrte ohne die Fonds, welche seine Gemahlin erwartet hatte, nach Triest zurück.

Ende 1824 war Mme. Récamier wieder auf einer italienischen Tour begriffen und beschloß, der früheren Königin, von der sie in Neapel einst mit soviel Artigkeiten überhäuft war, einen Besuch in Triest zu machen; auf ihre Anmeldung antwortete Caroline mit einem Schreiben, welches von der bedrängten Lage, in welcher sie sich damals befand, Kunde giebt und deshalb nicht uninteressant ist. Es lautet:

„Triest, den 11. November 1824. Können Sie sich von der Freude einen Begriff machen, als ich die Handschrift meiner theueren Juliette erkannte? Es war gerade mein Namenstag, als Ihr Brief ankam; es hätte kein Bouquet mir mehr Vergnügen gemacht, als die Versicherungen Ihrer mir erhaltenen Freundschaft. Sie haben also an mich gedacht? Ihre Erinnerungen haben die meinigen wachgerufen, und ich habe mich in die Zeit zurückversetzt, da ich mich Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft erfreuen durfte. Ich möchte das damalige Vergnügen noch einmal genießen. Nur wenn ich Sie vor mir sähe, könnte ich Ihnen von den Verfolgungen sprechen, denen ich seitens der französischen Regierung ausgesetzt bin, die ich nur in allzulangen Briefen aufzählen könnte. Durch einen am 6. Juni zu Paris getroffenen Beschluß der auswärtigen Vertreter ist festgesetzt worden, daß ich weder Italien, noch die Niederlande, noch die Schweiz bewohnen darf: man gestattet mir jedoch Deutschland und Amerika. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen nöthigt man mich zu reisen, jeden Augenblick meinen Aufenthalt zu wechseln und zugleich wird mir mein Privatbesitz in Frankreich und Neapel vorenthalten. Nun können Sie sich denken, wie genirt meine Lage hier ist: Ich kann Ihnen auch über meine Zukunft Nichts sagen. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Sie sehen, Sie sprechen könnte, Sie bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich sich mit Erfolg meiner Angelegenheiten annehmen würden. Meine Lage in diesem Augenblick ist höchst traurig; auch habe ich den Schmerz, von meinen

beiden Söhnen getrennt zu sein. Die Verfolgungen, denen wir ausgesetzt sind, haben sie gezwungen, nach Amerika zu gehen. Achilles ist schon seit 2 Jahren dort; mein zweiter Sohn hat mich vor vierzehn Tagen verlassen. Diese Trennung war mir überaus schmerzlich.*) Nun bin ich allein mit meiner zweiten Tochter, die sich wohl auch bald verheirathen wird. Die Absonderung, in welcher ich lebe, bringt mir nicht die Ruhe, nach der ich mich solange schon vergeblich sehne. Könnte man in mein Inneres blicken, könnte man meine geheimen Gedanken entziffern, so würde man sehen, daß ich nichts als Ruhe wünsche. Aber weshalb verweigert man mir, was meine Familie so leicht erreichen konnte? Sie lebt stille Tage in Rom, sie macht Reisen, hat keine Unannehmlichkeiten . . Ich bin die einzige Verfolgte. Ich habe meine Tochter Letitia**) gesehen, die immer entzückt von Ihnen ist, Sie stets schön und liebenswürdig findet, was mich durchaus nicht in Erstaunen setzt, wohl aber wundere ich mich, zu hören, daß Ihre kleine Nichte, welche so überaus zart war, und deren Bild ich vor mir habe, während ich an Sie schreibe, so groß und stark geworden ist. Ich bin gerührt über die Grüße, welche sie mir durch meine Tochter sendete. Das ist um so liebenswürdiger, weil man in dem Alter, in welchem sie damals war, Abwesende so leicht vergißt. Auch freut es

*) Achilles Murat wurde Postbeamter in New-York, sein Bruder Lucian eröffnete mit seiner Frau Carolina Georgina, geborenen Fraser, eine Schule für junge Mädchen.

**) Verheirathet mit dem Marquis Pepoli in Bologna.

mich zu hören, daß der Abbé de Rohan*) sich meiner erinnert hat. Sagen Sie ihm, daß, wenn die Erinnerung an mich keine Scrupel bei ihm erweckt, er mich in seine Gebete einschließen möge: Gebete, die von einem so vortrefflichen Mann kommen, müssen erhört werden. Daß er Priester wurde, überrascht mich nicht: zarte Seelen neigen zu Extremen.

Glauben Sie mir, theuere Juliette, wenn Sie mir die Freude gewähren, Sie zu umarmen, dies das größte Glück sein wird, welches mir in diesen elf Jahren zutheil wurde. Ich werde den Winter in Triest verbringen. Darf ich auf ein Wort der Erwiderung rechnen, welches mir den Empfang meiner Zuschrift bestätigt? Ich drücke Sie an mein Herz, theuere Juliette.

Caroline." **)

Mme. Récamier wurde in Triest mit ebenso großer Zuvorkommenheit empfangen, wie in Neapel — Prunk und Schaugepränge freilich fehlten. Sie kam am Abend an, als sich eben Caroline zur Ruhe verfügt hatte, wurde aber sogleich vorgelassen und die Unterhaltung der Damen, die doch so wenig Gleichartiges in ihren Charakteren hatten, für die es doch so wenig Berührungspunkte gab, währte lange. Herr Ballanche, welcher die Récamier begleitet hatte, war auf einem Corridor vergessen worden — er

*) Herr de Rohan-Chabot, von welchem schon früher die Rede war, wurde Priester und war zuletzt Cardinal.

**) Souvenirs et correspondance de Mme. Récamier. II. 146.

harrte ruhig aus, bis die Unterhaltung zu Ende war, das heißt, bis spät in die Nacht.

Am anderen Morgen bei ihrem Erwachen nahm Mme. Récamier einen Korb Blumen in Empfang, begleitet von ein Paar liebenswürdigen Worten, mit denen Caroline der Freundin ihre Equipage zur Verfügung stellte. Beide Damen machten Ausflüge mit einander und Besuche, zum Beispiel bei der Prinzessin Napoleone, der Tochter Elisas, die später bekanntlich den Grafen Camerata heirathete und in der Nähe von Triest eine Villa bewohnte, in welcher Caroline den Sommer zuzubringen pflegte.

Um diese Zeit fing die Exkönigin an fett zu werden, und da sie ja nicht groß war, so nahm sie sich in ihrer Gliederfülle gerade nicht eleganter aus als sonst. Ihr Wesen aber blieb so angenehm wie früher, das heißt Denen gegenüber, denen sie sich angenehm machen wollte, vor Allen also der Mme. Récamier gegenüber. Diese aber bemerkte doch ihrer Nichte, der Mme. Lenormant, gelegentlich, daß Caroline für den General Macdonald wohl eine gewisse Zärtlichkeit zeige, dieselbe aber verknüpft mit einem herrischen Ton zu Tage träte — also immer noch die Alte! War es die Gewohnheit der Souveränin, in dem General etwas wie einen Untergebenen zu sehen, oder war es die Art, wie sie überhaupt ihre Ehemänner behandelte? Sie hatte ja Murat gegenüber genau dasselbe Wesen an sich — Gewohnheit und Manier traten wohl zugleich auf.

Als die Récamier in Paris eintraf, fand sie bereits einen Brief Carolines vor, in welchem diese ihr nochmals

den ganzen Umfang ihrer Freundschaft enthüllte und ihren wärmsten Dank für Madames Besuch aussprach. Carolines größter Feind war jetzt wie gesagt die Langeweile, daher wohl auch dieser Brief; oder hatte derselbe einen bestimmten Zweck, nämlich den, daran zu erinnern, daß Mme. Récamier versprochen hatte, ihre Freunde, den Herzog von Montmorency, Herrn de Chateaubriand u. A. in Bewegung zu setzen, um die Zahlungen zu veranlassen, auf welche Caroline ein Recht zu haben behauptete?

Diese Abrechnungsversuche Carolines mit den neuen Verhältnissen aber blieben ohne Resultat. Sie stützte sich dabei auf den schon früher gelegentlich erwähnten Vertrag von Bayonne, auf welchen wir hier nur mit der Bemerkung zurückkommen, daß Caroline erklärte, es seien ihr die für ihren damals an Frankreich abgetretenen Privatbesitz angewiesene Entschädigungen in Neapel vorenthalten, und es bleibe ihr nur übrig, sich an Frankreich zu halten.

Endlich kam Louis Philipp an's Ruder. Seine Regierung, die sich ja gegen die Legitimisten zu wehren hatte und daher den Liberalen, d. h. Bonapartisten wie Republikanern, schmeichelte, brachte in der Kammer den Antrag ein: der Gräfin Lipona eine Jahresrente von 100,000 Francs auszusetzen. In der Begründung hieß es u. A., die gegenwärtige Lage der Gräfin Lipona verdiene die Theilnahme Frankreichs; die Regierung wäre der Meinung, daß die Waffen Frankreichs sie als die Schwester des Kaisers auf den Thron gehoben hätten, daß die Gräfin denselben nicht usurpirt, daß sie ihn und Alles mit dem

Sturze des Empire, den man in Frankreich beklage, eingebüßt hätte u. s. w.

Der Vorschlag ging durch und Caroline bezog seitdem die erwähnte Pension.

Es ist gut, daran zu erinnern, daß nach dem „Mémorial“ III. 25 Napoleon auf Sanct Helena die Aeußerung gethan hat, Murat habe an den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1814 einen wesentlichen Antheil gehabt. „Murat“, rief er, „ist Einer von Denen, die es verschulden, daß wir hier sind.“ Daß Murat nur allzu willfährig den Wünschen seiner herrschsüchtigen Gattin nachkam, ist bei anderer Gelegenheit von Napoleon anerkannt. Jedenfalls ist die Bewilligung dieser Jahresrente ein Ereigniß, das Viele in Erstaunen setzte.

Caroline hatte auch von der Regierung Louis Philipps die Erlaubniß erwirkt, nach Frankreich zurückzukehren. In Paris hatte man ihr Verhalten im Jahre 1814 vergessen und erinnerte sich nur eines Umstandes noch: daß sie die Schwester des großen, auf Sankt Helena begrabenen Kaisers war. Ihre Ankunft in Paris gab das Signal zu jener Bewegung, der zwei Jahre später die Regierung nachgeben mußte, indem sie die irdischen Ueberreste Napoleons nach Paris schaffen ließ.

Charles Rémusat, Minister des Innern, ein Sohn der Freundin und Palastdame Josephines, war es, der im Namen der Regierung bei der Kammer die Ueberführung der Leiche von dem Felseneiland in den Invalidendom beantragte.

Während des Aufenthaltes der Exkönigin von Neapel in Paris machte ihr all und jeder, der von der Umgebung des Kaisers noch übrig war, seine Aufwartung. Der Sohn des General August Colbert, des ruhmreichen Helden, der 1809 in Spanien fiel und dessen Familie den Murats viel Dank schuldig war, eilte herbei, um Caroline seine Huldigungen zu Füßen zu legen.

„Ich hatte die Ehre," so schreibt er, „ihr vorgestellt zu werden. Die Bewegung, welche mein Name in ihr hervorrief, das Vergnügen, vermischt mit Traurigkeit, mit welchem sie in meinen Gesichtszügen die meines Vaters wiederzufinden suchte, ist mir unvergeßlich . . .

Der Sohn August Colbert's, den wir so sehr geliebt haben, sagte sie, indem sie mich betrachtete; sie schien in Erinnerungen ganz verloren." *)

Ob diese Erinnerungen ohne alle Gewissensbisse vorüberzogen?

Natürlich besuchte Caroline häufig auch Mme. Récamier, noch kurz vor ihrer Abreise von Paris verweilte sie längere Zeit bei der Freundin.

„Mme. de Lipona", schrieb am 27. Juni 1838 Herr Balanche an Mme. Récamier, „rüstet sich zur Abreise, wünscht Sie aber noch einmal zu sehen. Sie möchte bei Ihrem Besuch mit Ihnen allein sein, würde aber auch eine Gelegenheit, Herrn de Chateaubriand Adieu zu sagen, nicht fürchten. Sie gedenkt, gegen 2 Uhr nach Châtenay zu

*) Marquis de Colbert-Chabanais: „Traditions et souvenirs touchant le temps du général Auguste Colbert" II. 9.

gehen, falls Herr Molé sich nicht um diese Zeit bei ihr einfinden sollte.“ —

Caroline verfügte sich auch in das Atelier Gérard's: zur Zeit des Consulats hatte ja Gérard ihr Bild gemalt. „Ich werde morgen“, sagte sie eines Tages zum Maler Jean Gigoux, welcher sich in Florenz, wo sie zuletzt wohnte, ihr hatte vorstellen lassen, „zu Gérard gehen. Ich werde die kleine Treppe wieder emporsteigen, auf der sich damals die Berühmtheiten des Tages drängten. Ja Alles, was berühmt war oder interessant, alle Schönheiten jener unvergeßlichen Zeit sind die kleine Treppe emporgestiegen; und es wird mir viel Vergnügen machen, mich wieder in diesen kleinen Salons, die so elegant, so traulich waren, umzusehen.“ *)

Während ihres ganzen Aufenthaltes in Paris hat Caroline wohl nur in Erinnerungen gelebt. Wie wäre es anders möglich! Fort und fort mußten ja Gedanken an entschwundene Zeiten sie heimsuchen. Wenn sie vor der Vendômesäule vorüberkam, waren es ihr Bruder, ihr Gemahl, die aus den ehernen Bildern zu ihr redeten von den Tagen ihres Ruhmes; ging sie vorüber am Triumphbogen de l'Etoile, so flüsterten die Steinbilder, am Triumphbogen du Carrousel sprachen die Bronzebilder von unsterblichem Kriegsruhm ihres Bruders.

Was mochten ihr für Gedanken kommen, als sie das Elysée wiedersah, wo sie als Großherzogin von Berg so

*) Jean Gigoux: „Causeries sur les artistes de mon temps“ p. 95.

schöne Bälle gegeben hatte — und vor den Tuilerien welche Erinnerungen! Damals, als sie mit dem Gouverneur von Paris die Polonaisen tanzte und die Bälle eröffnete — oft haben diese Erinnerungen wohl einen recht bitteren Geschmack gehabt. Vielleicht hat sich Caroline auch einmal in der Stille gesagt: daß dies Alles dahin ist, das ist meine Schuld . . . meine . . . mea culpa . . . vielleicht . . . vielleicht.

Zufrieden kehrte sie nach Florenz zurück; dort, in ihrem vertrockneten Herzen, sollte noch wildes Unkraut keimen: Herr Clavel, der aus Frankreich gekommen war, um ihr zu vermelden, daß die Jahresrente von 100,000 Francs bewilligt sei, wurde ihr „amant“.

Ein Jahr noch — und die empörte Natur sandte eine Botschaft in das Haus zu Florenz, in dessen Räumen am 18. Mai 1839 der dröhnende Ruf erscholl:

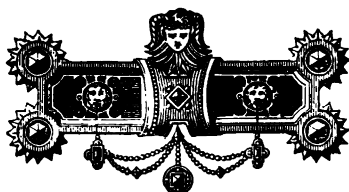
Genug! —

Sanft scheint Carolines Tod, wenn wir die Memoiren von Horaz de Vielcastel zur Hand nehmen, nicht gewesen zu sein. Clavel, der noch eine Extrabelohnung verlangt zu haben scheint, versuchte im letzten Augenblick, ihr die Unterschrift unter ein Document abzunöthigen, auf welchem er sich selbst mit einem hohen Legat bedacht hatte, die Kinder Murat's aber traten in dem Augenblick in das Sterbezimmer und verjagten den Unverschämten — die Mutter mochte nun ungestört von hinnen gehen.

Clavel erhielt übrigens für den „schweren Verlust“, welchen er erlitt, eine erkleckliche Entschädigung: er ver-

kaufte nämlich an die Erben die Briefe, welche er von der Verstorbenen erhalten hatte, für 60,000 Francs.

Die Königin von Neapel ist wie Carl Bonaparte, ihr Vater, wie der Cardinal Fesch, wie Napoleon, wie Lucian an einem Magenübel gestorben.



Druck von Oswald Mutze in Leipzig.